



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

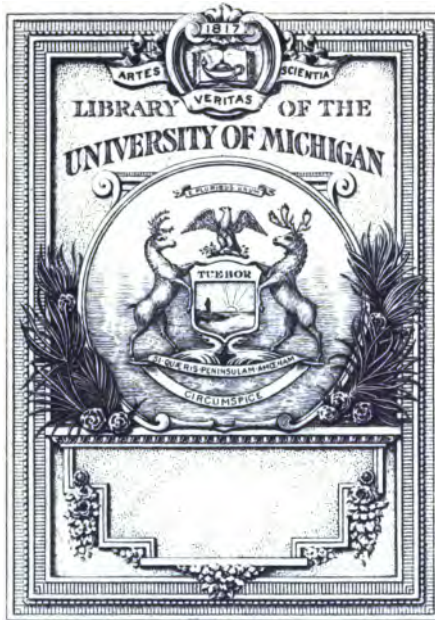
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

838
65650
W4

B 965,830





Professor Dr. Richard Maria Werner.

Betty Paoli.



Preßburg und Leipzig.

Verlag von G. Heckenast's Nachfolger,
Rudolf Drodteff.

1898.

E 38
G 5650
114

Sonder-Abdruck aus der „Österreichisch-Ungarischen Revue“,
Bd. XXII, 1898.

Den lieben Familien

Obermüller und **Pöll**

zur Erinnerung an den Sommer in

Kirchberg a. d. Pielach

1896.

Gesamt
- 26 - 41
3-26-41
4 2 21

I.

Mir ward der Dichtkunst Strahl — ich bin
Mit meinem Theil zufrieden.

Im Jahre 1841 brachte der angesehenere Verlag von Gustav Hefenast
in Pesth ein Bändchen „Gedichte“, die mit einem Widmungs-
blatte versehen waren:

Nikolaus Lenau
empfang die Blätter
als
Zeichen freudigster Anerkennung und innigster
Bewunderung
von
der Verfasserin.

Die Dichterin nannte sich Betty Paoli und war bis dahin gan-
unbekannt gewesen; aber sie trat auf als Persönlichkeit mit scharf
ausgeprägter Physiognomie, mit energischen Zügen, fester klangvoller
Sprache, eigener Meinung und reicher, hauptsächlich innerer Erfahrung.
Diesen Eindruck empfängt man noch heute von den „Gedichten“. Gleich
die Verse, die nach dem Widmungsgebichte das Bändchen eröffnen,
sind charakteristisch für Betty Paoli; ich meine „Täglicher Tod“.

Wenn Mhlthau auf die Blume fiel,
Da sinkt sie ohne Hoffen,
Und ward ein Baum des Bliges Ziel,
Stürzt er, zu Tod getroffen.

Und wenn in einer Menschenbrust
Erregt die Qualen werden,
Da ist ihr's innig tief bewusst,
Dass Heilung nicht auf Erden.

Dem Baum, der Blume wird sofort
Bald stille Ruh' gegeben,
Das Menschenherz allein lebt fort
Sein täglich sterbend' Leben.

Man sieht, die Dichterin ringt noch mit der Form, aber nicht aus
Ungeschick; sie nimmt es ernst, strebt nach vollem Klang und kunst-
vollem Bau, möchte kurz, prägnant sein, das gelingt jedoch noch

nicht durchaus; da stellen sich stark apokopierte Formen ein, da will ein Ausdruck noch nicht ganz gehorchen („sofort bald“), da macht der Reim noch Schwierigkeit, — aber trotz alledem fühlt man aus diesen Versen ein tiefes Gemüth und einen klaren Geist heraus. Wir haben ein Gedankengedicht vor uns: das Menschenschicksal wird mit der Natur contrastiert, und die Dichterin stellt dar, daß der Mensch übler dran ist als die Pflanze. Wir hören einen Pessimismus, einen Welt-schmerz, wie er damals, zur Zeit des Erscheinens von Betty Paolis Gedichten, modern war und Byronismus hieß. Hier freilich zeigte er eine Farbennuance, die aus Lenau stammte. Merkwürdig, das Gedicht der Paoli macht aber doch nicht den Eindruck, als ob es nur die Folge einer Mode wäre, als ob nur die paradoxe Schlusspointe vom täglich sterbenden Leben das Gedicht hervorgerufen hätte. Unwillkürlich glauben wir, daß eigenes trauriges Geschick der Dichterin die trübe Weltanschauung aufgezwungen habe, und wir sind gespannt, die Ursachen eines solchen Pessimismus kennen zu lernen.

Und noch eines legt schon das erste Gedicht nahe: wir sehen ein Gedankenerlebnis behandelt, in der Form an den logischen Schluß mit zwei Bordersätzen und einem Schlußsatz gemahnend; nur kurz verweilt die Dichterin bei Blumen, Baum und Menschenbrust — trotzdem klingt das Gefühl stark an, unser Fühlen wird zum Mitschwingen angeregt, das Gedicht ist echt lyrisch.

Der Grundton von Betty Paolis erster Sammlung wird sofort kräftig angeschlagen, er durchzittert mehr oder weniger laut alle Gedichte, und die Poetin hat ihren eigensten Charakter bezeichnet, wenn sie sich mit Pythia vergleicht, die vom „Macedonier“ zum Prophezeien gezwungen wurde:

So ward, was jemals ich gesungen,
Den Blick gerichtet himmelwärts,
Mir nur erpresst und abgedrungen,
Vom wilben Überwinder, Schmerz.

Ich kenne von Betty Paolis Lebensschicksalen so wenig, daß ich ihre Biographie eigentlich nur aus ihren Gedichten entnehme, sie bieten aber genügenden Anhalt, um uns diese schmerzliche Stimmung, diese trübe Weltanschauung zu erklären. Versuchen wir's an der Hand der Gedichte das innere Leben der Dichterin zu erfassen, die für uns Betty Paoli bleibt; wie weit das Leben Elisabeth Glücks, so hieß die Dichterin befanntlich in Wirklichkeit, mit jenem aus den Gedichten entnommenen stimmt, das sei dahingestellt.

II.

Schon in der ersten Sammlung findet sich eine sehr merkwürdige Beichte, die ausdrücklich „Kein Gedicht“ genannt ist (S. 70 ff.). Darin hat die Dichterin eine Art Selbstbiographie entworfen oder, wenn man will, eine Rückschau auf ihr Leben, vielleicht in ihrem 25. Lebensjahre, denn sie setzte das Motto vor: „A vingt-cinq ans le coeur se brise ou se bronze.“ Sonnig erscheint der Lebensweg nicht, den sie bis dahin gewandelt war, und sie klagt über ihr Geschick.

O, wäre mir das heitre Loos gefallen,
Das still beglückend andern Frauen fällt,
In schirmender Beschränkung hinzuwallen,
Durch eines engen Kreises kleine Welt.

Ihre Lebensbahn war „ein Kampfplatz“, ihre Kindheit wurde „hingepfropft einem eitlen Wahn“. Luft und Licht hat ihr gemangelt, starrer Zwang, strenge Regel hielten sie eingeschnürt. „Ich rang da-
wider, doch es war vergebens.“ Als sie jener Zucht aber entwachsen war, da drang das Leben feindlich und finster auf sie ein.

Mich schirmte keines Freundes treues Lieben,
Durch meinen Frost drang keines Herzens Glut,
Und in die Fremde ward ich fortgetrieben,
Ohn' andre Stütze als den eignen Muth.

Was ich bedurfte, mußst' ich selbst erringen,
Auskämpfen selber jeden herben Streit,
Und brückernd lasteten auf meinen Schwingen
Die schweren Fesseln der Nothwendigkeit.

Nicht durfte sie dem inneren Geheze folgen, nicht „in ahnungs-
loser Unbefangenheit“ verharren. Ihr Unglück kann sie in zwei Worte fassen: „Ich war ein Weib und kämpfte wie ein Mann!“ Nicht das
Geflüste, sich zu emancipieren, trieb sie, nur die Nothwendigkeit zu
kämpfen veranlaßte sie, ihren Geist zu schärfen und zu kräftigen.
Aber „blütenlos“ blieb ihre ernste Seele, „im Waffentleid pflegt
man der Blumen nicht.“ Nur einmal lag auch vor ihr verheißend
das Glück, sie wagte zu hoffen, doch nach kurzer Blüte sank es „zu
Tod getroffen“, ihr nur eine Wunde zurücklassend. Auch ihr Liebes-
frühling glitt so fast ungeahnt an ihr vorüber, da legte sich um ihr
Gemüth die Kinde des Lebensüberdrußes starr wie Eis! Und nun, da sie

nichts mehr vermisst, da sie alles entbehren kann, da sie gelernt hat, mit eigener Hand zu schaffen und zu wirken, ihr Gefühl zu beherrschen, da sie dem Leben ins Auge geschaut hat, naht ihr die Liebe zum zweitenmal. Sie hält sich aber für das Weib, das wohl „mit erschloss'nen Augen“ rasch vorwärtstreiben kann auf der Bahn zum Licht,

Zum Forschen, zum Erlernen mag es taugen;
Alein zum Lieben und zum Küssen nicht!

Jetzt kann ihr sein Erscheinen nicht mehr frommen, nun fürchtet sie sich vor dem Glück; nicht hochmüthig weist sie sein Werben zurück, nur klagend ruft sie: „Zu spät! zu spät!“

Du aber stehst in deiner Jugend Prangen,
Um welche nie ein trüber Schatten floß,
Dein Auge flammt, es blühen deine Wangen —
Drum geh' und suche dir ein bess'res Loß!

Die biographischen Daten, die wir aus diesem Gedichte kennen lernten, werden von der Dichterin noch wiederholt erwähnt, dabei ergänzt und näher, genauer erklärt. Am schweigsamsten zeigt sie sich in Bezug auf ihre Jugend. Weshalb sie über ihre Kindheit so wenig sagt, das erfahren wir aus dem Gedichte „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ (Neue Gedichte S. 10), wo es heißt:

Nichts weiß ich von dem Vaterhaus,
Nichts von der Kindheit Paradiesen;
Früh trat ich in die Welt hinaus,
An meine eig'ne Kraft gewiesen.
Hinschwanden meines Frühlings Tage
In Sorg' und Arbeit, Müh' und Plage,
Das drohende Gespenst der Noth
Fühlt' ich mich grauenhaft umschlingen,
Mit allen Kräften mußst' ich ringen,
Wie oft mein Innerstes bezwingen,
Mich fügen fremdem Machtgebot!

Nicht ein einziges Mal wird von Betty Paoli ihr Vater erwähnt, und selbst in ihren Novellen bildet wohl das Verhältnis zwischen Mutter und Kind häufig ein dichterisches Motiv, dagegen jenes zwischen Vater und Kind nur einmal flüchtig; da stehen sich Vater und Tochter eigentlich fremd gegenüber, ja des Vaters Schuld vergällt der Tochter nach seinem Tode das Leben („Die Ehre des Hauses“). Wenn Betty Paoli ihre Todten aufzählt — der Vater

ist nicht darunter (Neue Gedichte S. 254 ff.); dies ist umso auffallender, weil die Dichterin mit solcher Vorliebe den Cultus der Verstorbener treibt und in ihrem Herzen die Dahingefahrenen stets zu neuem Leben erweckt. Eine, wenigstens mir ganz räthselhafte, Strophe des eben genannten Gedichtes „Meine Todten“ (Neue Gedichte S. 256) könnte sich auf den Vater beziehen, doch müßten wir dabei entweder einen der zahlreichen, besonders diese Sammlung entstellenden Druckfehler oder eine freie Construction annehmen. In dieser Strophe spricht sie nach dem todten Jugendgeliebten eine andere Gestalt an:

„Du, And're! sprich! was seh'st du schen,
Wie im Gefühl der Schuld befangen?
Mahnt bang Erinnern dich auf's neu',
Daß du dich einst an mir vergangen? —
Die Thräne, die mein Auge trübt,
Sie sage dir, wie ich dich richte!
Ich weiß, du hast mich viel geliebt — —
Dein Schuldbrief, er¹⁾ ward längst zu nichte!“ —

Aber, wie gesagt, die Deutung dieser Strophe auf den Vater ist sehr zweifelhaft, und es bleibt nur die Thatsache, daß Betty Paoli in ihrer überaus intimen, gerade das Persönliche ganz genau und darum nicht immer völlig verständlich behandelnden Lyrik ihren Vater nicht erwähnt. Dies kann unmöglich ein Zufall sein.

Auch nur flüchtig führt uns Betty Paoli einmal zu den Stätten ihrer Jugend, um anders als Walther von der Vogelweide das elegische „owê war sint verschwunden alliu miniu jâr“ anzustimmen. Dies Gedicht „Rückblick“ (Neueste Gedichte S. 35 ff.) zeigt die Heimkehr nach der Stadt, die Betty, „seit der Jugend fernen Tagen“ in der Fremde herumirrend, nicht mehr betreten hatte. Sie wandelt die Straßen auf und nieder und findet alles, alles wieder, wie sie vor Jahren es gekannt.

Mein Haus hier! keine frohen Stunden
Verlebt' ich unter seinem Dach.
Doch, ob auch äußerlich gebunden,
Frei war der Geist, der in mir sprach!

Und mußst' ich Witt'res auch verkosten,
Was that's? Ich war noch stark und jung!

¹⁾ Dieses „er“ fehlt im Druck, muß aber wegen des Versmaßes ergänzt werden, vielleicht dürfen wir darum „And'rer“ statt „And're“ lesen und diese Strophe auf den Vater beziehen; die nächste Gestalt ist dann jene der verklärten Mutter.

Und die Dichterin schreitet weiter:

Der Freundin Haus hier dicht daneben,
Von üpp'gem Epheugrün umrankt,
Der, so wie damals unser Leben,
Im frischen Hauch des Morgens schwankt!

Ah! du meinem Kinderherzen!
Hier ward, was mich verstört, getränkt,
Des Abends unter Plaudern, Scherzen,
In des Vergessens Strom gesenkt.

Dort auf dem moosbewach'nen Steine tauschten sie das erste Du und schwuren sich Freundschaft bis zum Tode — der Tod hat mit kalter Hand den Bund gelöst, der längst gelockert, vergessen war. Und die Dichterin tritt hinaus auf den Wall, wo aus den jungen Reifern von „damals“ hohe Bäume geworden sind. Hier war's, wo „schüchtern noch und bebend“ das erste Lied von ihrem Munde tönte, wo sie die Muse zuerst weihte.

O trätest du durch Zaubersegen
Heraufbeschworen, licht und klar,
An dieser Stätte mir entgegen,
Du Wesen, das ich selbst einst war;

Mit deinem Glauben an das Hohe,
Mit deinem ungebroch'nen Muth,
Mit deines Sehnsens heil'ger Lohe,
Mit deines Herzens reiner Blut!

Von der Nothwendigkeit getrieben, mußte die Dichterin, so erfahren wir in anderen Gedichten, die Heimat verlassen, um in Rußland (Nach dem Gewitter S. 47) für sich und ihre Mutter den Unterhalt zu erwerben. Dort scheint ihr die Liebe zum zweitenmal genächt zu sein, während in der Heimat der Tod ihr den „Freund“ aus ihren Jugendtagen (Neue Gedichte S. 254) geraubt haben dürfte. Seiner gedenkt sie zuerst, wenn sie andachtsvoll ihre Todten herbeiruft,

An's lichte Endziel deiner Bahn,
Hat frühe dich dein Flug getragen.
O Gott! ich weiß kein Menschenbild,
Das groß und rein, wie deines, ragte!
Kein Aug', in welchem Trost so mild,
So fleereich wie in deinem tagte!

„In des Geliebten todtenblaffen Zügen hat sich,“ wie es in einem anderen Gedichte (Gedichte S. 147) heißt, „ein dunkles Reich“ für sie entfaltet.

Der mächt'ge Tod, der Alles bricht,
Hat deine Macht nicht überwunden!
Du strahlst, ein erdenfremdes Licht,
Herein in meine trübsten Stunden.
Und will mein Geist, vom Mitterstich
Des Zweifels blutend, bang verzagen,
Dann ruffst du: „Auf! besinne dich!
Dein Los ist Wirken und Ertragen!“

Der Geliebte, dessen letzter Blick noch von ew'ger Liebe sprach,
dessen letzter Seufzer noch ein Liebeschwur gewesen, schwebt ihr
immer vor.

So bist du mein Befreier, drängst
Mich rastlos fort zu neuen Siegen,
So wirkst du noch durch mich, ob längst
Zum Todtenreich hinabgestiegen.
Von dir gestützt, getragen, ringt
Mein Geist sich durch des Kampfes Wehe,
Den Hauch wahrhaft'gen Friedens bringt
Mir deine ewig theure Nähe! — —

„Fast ungeahnt“ war dieser Liebesfrühling an ihr vorübergeglitten (Gedichte S. 72), hatte jedoch ihr Gemüth verbüßert; nun in der Ferne nahte die Liebe zum zweitenmal. Erst schien es ihr „zu spät“, sie fürchtete sich vor der Leidenschaft, dann aber erwacht in ihrem Herzen neues Leben; ihrer Liebe „Flammenruß“ (Gedichte S. 120 ff.) feiert den Geliebten wie einen Halbgott aus versunkenen Zeiten. Jetzt glaubt sie, nur seine Liebe begeistere sie zum Dichten; jetzt verklärt sie den Geliebten zum Ideal und schmückt ihn mit allen herrlichen Eigenschaften. Echt weiblich äußert sich ihr Fühlen; vergessen ist die Stärke, auf die sie sich so viel zugute that, verschwunden die Kälte, die sie um ihr Herz gelegt, zusammengebrochen der Stolz, in dem sie sich wohl gefühlt hatte. Am schönsten äußert sich dieser neue Zustand in dem Gedichte „Wandlung“ (Gedichte S. 18), das eine Perle deutscher Frauendichtung ist:

Willst Du erschau'n, wie viel ein Herz kann tragen,
O blick' in mein's!
So reich an Wunden, vom Geschick geschlagen,
War wohl noch kein's.
Doch mitten in den wüthendsten Dränen,
Erhob ich mich,
Und schritt dahin auf meinen fernern Bahnen —
Wie stark war ich!

Wie ward mir doch nun so mit einem Male
Die Kraft geraubt?
Es trogte muthig dem Gewitterstrahle
Mein stolzes Haupt,
Doch als du zu mir sprachst mit leisem Grüßen:
„Ich liebe dich!“
Da sank ich still und weinend dir zu Füßen —
Wie schwach bin ich!

Natürlich kann es nicht gelingen, aus den lyrischen Ergüssen der liebenden Frau einen Liebesroman zu entziffern, aber einige Momente treten doch bezeichnend hervor. „Bei Sterngeflimmer“ hat er sich mit ihr verlobt, sie als seine Braut begrüßt (Gedichte S. 24, 76, 149 und 159), nachdem sie lange vor dem entscheidenden Worte gebangt hatte (S. 10 f.):

Wenn ein Kranker schlumrend liegt,
Mild von Traumesarm gewiegt,
Schweigen Alle im Gemache,
Daß der Arme nicht erwache.

Innig fleh' ich jetzt zu dir:
Halte du es so mit mir,
Mit dem tieferstschöpften Herzen,
Das entschlummert ist voll Schmerzen.

Halb verblutet schläft es fort;
Weck' es nicht mit deinem Wort!
Trage schonendes Erbarmen,
Mit dem Kranken, Müden, Armen!

Sie hatte bei sich gewünscht (S. 74): „Laß mich allein mit meinem Geistes Schmerz.“ Ja sie hatte ihn gewarnt vor ihrer „Dichterliebe Blut“ (S. 110), weil die Liebe ihrer Seele der Kuß der Eijungfrau sei; aber sie fühlt sich tief beeeelt, da seine süße Stimme (S. 55, 96, 102, 150, 171. Nach dem Gewitter S. 277. Neue Gedichte S. 100, 120. Lyrisches und Episches S. 84) das entscheidende Wort ausspricht. Die Dichterin jubelt nicht in lauter Freude, sie bangt sogar, durch ein zu lautes Wort das Glück, diesen seligen Geist, zu verschrecken (S. 200 f.), doch erschließt sich ihr Herz wie eine Blüte beim Kuß der Sonne (S. 48). Es geht ein innig zitterndes Erschauern durch ihr ganzes Ich; eine Reihe von Gedichten sprechen oder stammeln dieses Beglücktsein. Sie bringt sich ihm als „Gabe“, dar (S. 145 f.):

Alles hinzugeben
Ist der Liebe Brauch;
Nimm denn hin mein Leben
Und mein Sterben auch!
Aller meiner Lieder
Sanften Schmelzklaut,
Die ein Eden wieder
Sich aus Schutt erbaut;
Alle Nichtgedanken,
Die an Glück und Leid

Kühn sich aufwärts ranken
In die Ewigkeit.
All mein stilles Sehnen,
Innig dir vertraut,
Das in sel'gen Thränen
Auf dich niederthaut!
Nimm, daß nichts dir fehle,
Wenn die Stunde ruft,
Meine ganze Seele
Hin als Opferduft!

Dieses Bild vom Opfer ist ihr außerordentlich geläufig, es kehrt an unzählbaren Stellen wieder. ¹⁾

Sie findet aber auch andere Bilder für dasselbe Gefühl, so sagt sie in einem reizvollen Liede „Genügen“ (Gedichte S. 81):

Weißt Rose, die so bleich
Und so duftig blüht!
Liebe, die so schmerzenreich
Und so felig glüht!

Was an ew'ger Geistesfaat
Mir der Herr geschenkt,
Meine ganze Seele hat
Dich darein versenkt! —

Pflanzen laß die Rose mich
In den Staub vor dir,
Nicht zum Schmuck und Stolz für dich,
Doch zur Wonne mir.

„Aus Herzentiefen“ (S. 87 f.) huldigt sie dem Geliebten.

Deine Liebe hab' ich nie begehrt,
Weil ich ihrer mich nicht wert erkenne,
Aber wissen sollst du, daß, verklärt,
Ich als Opferflamme für dich brenne.

Wie es also kam, ich weiß es nicht!
Sieghaft tauchend aus des Ostens Thoren,
Überströmte mich das goldne Licht,
Und der Engel war in mir geboren.

¹⁾ Gedichte S. 83, 87, 146, 196. Nach dem Gewitter S. 18, 34, 49, 51, 90, 112, 113, 120, 177, 221, 227. Die Welt und mein Auge z. B. II, S. 43, 223. III, S. 102, 161. Neue Gedichte S. 31, 112, 200, 202, 222, 273, 280. Lyrisches und Episches S. 114, 141, 190. Neueste Gedichte S. 11, 105, 126, 137. Überhaupt hat die Dichterin für mehrere Bilder ihr ganzes Leben lang eine große Vorliebe behalten.

Lächelnd jedem Schmerz und jedem Spott
Folg' ich dir seitdem auf deinen Pfaden,
Und du wardst zum Wort, mit dem mich Gott
Zu dem Fest der Seligen geladen.

Oft war Jammer meiner Seele nah,
Meine Brust durchbohrt vom scharfen Stahle,
Doch die finstre Nacht, sie schien nur da,
Dass der Glanz der Liebe heller strahle.

Als ich mich mit allem Glück und Weh
Fest an dich, du Einziger! gekettet,
Hab' ich mich aus stürmreicher See
In den Port der Ewigkeit gerettet!

Aber hangend und zagend betrachtet sie ihr heimliches Glück, das ihr bei Tage fernbleibt und nur naht, „wenn fern am Horizont erglommen der träumerische Abendstern“ (S. 26); wenn „in Dämmerungen schwimmt des Abendhimmels Glut“ (S. 133). Dann schreiten sie wohl über die Beresinabrücke (Nach dem Gewitter S. 47) oder sie fahren im Schiffe liebumschlungen „auf der dunklen Flut“ (Gedichte S. 133), oder sie wandeln „einjam durch die bange, die trostberaubte Winternacht“ ihren „Abendgang“ (S. 192). Etwas Dämmerndes bleibt dem ganzen Verhältnisse, als könne die volle Sonne nicht durchbrechen durch Nebel und Finsternis.

Der Geliebte scheint selbst Dichter gewesen zu sein (S. 43, 78, 196. Nach dem Gewitter S. 22, 68), ihr ähnlich in dem Hange, das Leben nicht einfach zu nehmen, sondern darüber zu grübeln. Sie weist seine Frage nach dem Grunde ihrer Liebe wiederholt zurück (z. B. S. 65 f.), das eine Mal in dem köstlichen Liede „Unbewusstes“ (S. 80):

Was fragst du mich, wie es wohl sei gekommen,
Dass also hell der Liebesstrahl entglommen,
Der meines Daseins schönes Sonnenlicht?
Ich weiß es nicht!

Was fragst du mich, wie ich es werd' ertragen,
Wenn einst nach diesen himmellichten Tagen
Herein die finstre Nacht der Trennung bricht?
Ich weiß es nicht!

Aber sie möchte „mit süßem Wangen“ erfragen, wie seine Liebe gerade auf sie verfiel (S. 82 f.),

Nach dem Höchsten durftest kühn du langen,
Und statt seiner hast du mich erkoren!

Sie macht sich darüber ihre Gedanken, betrachtet seine Liebe als Huld und Gnade und demüthigt sich so sehr, während sie ihn zum Ideal erhebt, daß er (S. 67 ff.) gegen eine solche Verhimmelung protestiert; freilich ruft er dadurch nur neue Bethuerungen hervor.

Die Verhältnisse scheinen dem Bunde der Liebenden nicht günstig gewesen zu sein, sogar eine vorübergehende Trennung nöthig gemacht zu haben (Nach dem Gewitter S. 30), aber der Geliebte kam wieder, und da ringt sich das erstemal ein wirklicher Subellaut aus dem Herzen der Poetin (S. 165 f.):

Ich seh' dich endlich, endlich wieder —
Dein träum'risch süßes Angesicht!
Ich höre deiner Stimme Wieder —
O das Entzücken tödtet nicht!

Ich leg' in deinen treuen Armen,
Du preßest mich an deine Brust;
In sel'ger Freude Gluterwarmen
Sag' ich dir, was dir längst bewußt!

Und goldne Tage seh' ich schweben
Aus ferner Zukunft dunklem Meer,
Vereinigt unser innerst Leben —
O daß es also, also wär'!

Wie viel und heiß ich auch gelitten
Durch eine lange, lange Zeit,
Mein Schmerz hat Herrliches erstritten:
Des Wiederfindens Seligkeit.

Sie fleht den Geliebten an (S. 94 f.):

Nimm mich mit, wohin dein Fuß
Auf des Lebens Pfaden gehet,
Denn da weht mir Heimatsgruß,
Wo dein süßer Athem wehet.

Nimm mich mit, wenn lähn dein Geist
Fliegt durch alle Himmelsräume
Und zur Erde, die verwaist,
Bringt des Jenseits goldne Träume.

Nimm mich mit, wenn ins Gefecht,
Wo du heldenherrlich streitest,
Für der Menschheit heilig Recht,
Du, ein edler Ritter, schreitest.

Nimm mich mit, wenn still gebückt
Zu der tiefen Geisterquelle,
Deine Seele sich erquickt
Mit des Denkens Lebenswelle.

Nimm mich mit, es sei dein Theil
Bonne, Jammer, Leben, Sterben!
Nimm mich mit ins ew'ge Heil
Und ins ewige Verderben!

Der Geliebte muß jung gewesen sein (S. 74), schön und glücklich, vielleicht war er, wie man aus dem eben angeführten Gedichte und einem anderen (Nach dem Gewitter S. 13) entnehmen könnte, Soldat. Einmal dürfte ihn die Dichterin verletzt haben, worüber sie sich kaum zu trösten vermag (S. 131 f., 202), dann aber muß der Unterschied ihrer Naturen allmählich hervorgetreten sein; es zeigt sich oder scheint ihr wenigstens, daß er nicht fähig sei, ihr „Gefühl“ zu theilen (S. 49), er ist zu „verständlich“ (S. 79), zu klug (S. 182 f.) hiefür. Durch seinen Wiß trifft er sie vernichtend, ein „Wort“ (S. 116) muß dann für ihr Geschick entscheidend geworden sein. Wir hören von leidenschaftlichen Kämpfen, endlich von einem Abschied „für stets“ (so pflegt die Dichterin immer zu sagen; vgl. Gedichte S. 100, 203. Nach dem Gewitter S. 73. Die Welt und mein Auge I, S. 183. Romancero S. 153, 159. Neue Gedichte S. 52, 64, daneben „für allimmer“. Neue Gedichte S. 246. Romancero S. 152, auch „für allewig“ Romancero S. 199 oder „auf allimmer“ Neue Gedichte S. 153):

Sollte nicht der Seele Frieden
Untergeh'n in Qual und Pein,
Musste unser Bund geschieden
Und für stets gelöst sein.

Als der Kampf nun ausgerungen
Und getroffen war die Wahl,
Hieltst du schweigend mich umschlungen,
Scheidend, noch zum letzten Mal.

Und von deinem Arm umschlossen
Hab' die Thräne ich gefühlt,
Die, aus deinem Aug' gestossen,
Meine heiße Stirn gekühlt.

Träum'risch falt' ich jetzt die Hände,
Fragend: war die Thräne licht,
Deiner Liebe letzte Spende,
Meine letzte Dlung nicht?

Noch spät erinnert sich die Dichterin der Abschiedsscene, jenes finstren, sonnenlosen Tages (S. 184 f.), der sie trennte,

Wo ich im wilden Brand der Schmerzen
Zu deinen Füßen jammernd lag!

Wo ich dein Haupt, das ichöne, bleiche,
Zum letzten Mal gesegnet hab',
Und dann mein innerst Selbst als Leiche
Bestattet in der Liebe Grab.

Und nun in ihrem Schmerz findet sie die ergreifendsten Töne, eine wahre Symphonie von Leid und Weh eines verrathenen, verlassenen Frauengemüthes. Das Eine Thema wird aufs mannigfaltigste variiert; vom lauten Schrei bis zur melancholisch-entsagenden Klage beherrscht die Dichterin eine reiche Scala von Nuancen. Aber der Schmerz wird ihr zur besten Schule, denn allmählich erringt sie sich Fassung und entfaltet den eigentlichen Kern ihrer Wesens. Anfangs schwankt sie zwischen dem Haß und der alten Liebe, leidenschaftlich wühlt sie in ihrem Schmerz, denn (S. 129)

Mir hat der Herr ein wildres Herz gegeben,
Mit Wünschen stürmisch, heiß und unermessen;
Was ich als falsches Glück sah vor mir schweben,
Als treuen Jammer muß ich's in mich pressen.

Die Liebe währt weiter auch nach der Trennung (S. 76 f.), so glaubt sie, auch ihr Gram werde weiter dauern (S. 129). Sie fühlt aber den Schmerz schwinden, und das erscheint ihr als das Allerichrecklichste (S. 106):

Ich hoffte einst auf schöne Tage
Und lauschte mit erschloff'ner Brust
Der märchenhaften Wundersage
Von ewig heitrer Liebeslust.
In jugendfrohem Übermuthe
Glaubt' ich von jedem Glück und Gute,
Dass es mir zugewiesen sei —
Es ist vorbei!

Und als der fromme Wahn entschwunden,
Da steht' ich, stolz auf meine Qual:
Bleibt ewig offen, meine Wunden,
Als unvergänglich Liebeswahl.
Und mußten Freud' und Glück verwehen,
So soll mein heil'ger Schmerz bestehen,
Dass Eines doch unsterblich sei — —
Es ist vorbei!

Bitterkeit durchzieht sie; wenn sie zurückdenkt, wie alles gekommen, dann meint sie wohl (S. 170):

Um von Schaden fern zu bleiben,
Merkt auf vielbewährten Rath:
Wollt Ihr Minnespiel doch treiben,
Weil man's stets getrieben hat,
Liebt dann mit dem Augenstrahle,
Liebet mit der Phantasie,
Mit dem Geist in manchem Falle,
Aber mit dem Herzen nie!

Sie malt sich aus, wie der Geliebte in den Armen „einer reizbegabtern Frau“ glüht (S. 138).

Ruhig mag ich dies erwägen,
Denn die Ahnung thut mir kund,
Was sich dann wird leise regen
Tief in deines Innern Grund.

Wenn, durchzuckt von deinen Küssen,
Stumm dein Lieb im Arm dir ruht,
Wirst du heimlich doch vermiffen
Meiner Seele Kraft und Blut.

Wenn mit heitern Frühlingsherzen
Sorglos froh sie zu dir spricht,
Wird dir's flüstern tief im Herzen:
„Diese kennt die Liebe nicht!

Kennt sie nicht, so wie sie kannte
Jenes unglücksel'ge Weib,
Dessen Lieben flammt' und brannte
Stillverzehrend Seel' und Leib!

Ist's auch süß, sich hier zu sonnen
In der Schönheit Maienlust:
Um die tiefsten Qualen, Wonnen
Hat doch Jene nur gewußt!“

Strahlend wird in's Aug' dir brechen
Meines Herzens Gloriengier;
Und so wird mich treulich rächen
Einst dein eigen Selbst an dir.

Die Liebende hat noch nicht verzichten gelernt, sie blickt mit Eifersucht auf die Nachfolgerin; sie fühlt erst jetzt, da sie den Geliebten verloren hat, wie sehr sie ihn liebte (S. 171). Bald aber beginnt sie den Treulosen zu entschuldigen (S. 217):

Was du an mir gethan, als schlecht muß ich's erkennen:
Doch bin ich weit entfernt, dich selber schlecht zu nennen.

Denn jene That kam nicht aus deiner Wesenheit,
Und du begienst sie erst nach langem, inn'rem Streit.

Und hättest du treu befolgt dein innerstes Verlangen,
Des Herzens echten Trieb, sie wäre nicht begangen.

Thor, der den gift'gen Pilz mit Müß zu heften sucht
An seines Wesens Stamm, dem fremd so schlimme Frucht!

Ja sie erkennt allmählich seine That als die nothwendige Folge
der Verhältnisse, sowie ihrer Charaktere; echt weiblich nimmt sie einen
Theil der Schuld auf sich, um den Geliebten zu entlasten (S. 223 f.)

Gefährte mir zu sein auf sel'gem Liebeszug,
War dein Gemüth nicht schwach und war nicht stark genug.

Nicht schwach, um willenlos sich mir zu überlassen;
Nicht stark genug, mein Selbst gebieterisch zu fassen.

Du wußtest weder Herr noch Sklave mir zu sein,
Und so blieb einsam ich, und so bleibst du allein.

Und da findet der Mund, der sich zum Fluchen öffnete, heiße Segens-
sprüche für den Geliebten (S. 172 f.):

Ich hab' für jede Kränkung,
Die du mir angethan,
Für dich ein Gebet entsendet
Zum Herrn der Welt hinan.

Ich hab' das Wort des Fluches,
Womit du mich gehöhnt,
Mit Segen dir vergolten,
Im Innersten verhöhnt.

Ich hab' für deine Härte
Ein Rächeln stets gehabt,

Und immer nur ganz heimlich
An Thränen mich gelabt.

Und hättest du nicht so schmerzlich,
So tödlich mich betrübt:
Ich glaube fast, ich hätte
Dich nicht so heiß geliebt.

So dienen wohl die Stürme,
Mit ihrem wilden Graus,
Die Perle zu erzeugen,
Im dunkeln Muschelhaus.

Am ergreifendsten hat Betty Paoli diesen Umschwung in dem
Gedichte „Beruhigung“ (S. 186 f.) ausgesprochen.

Dir zürnen, daß du mich verlassen? —
Beim Himmel, nein! wie sollt' ich das?
War's deine Schuld, mich nicht zu fassen?
Verdient ein blinder Irrthum Haß?

Besäße dein Gemüth die Schwingen,
Zu schweben auf des meinen Spur,
Dann ließeß du mich dir entringen
Mit deinem eignen Leben nur!

Wen also hätt' ich anzuklagen?
Dich, daß dein Herz so schwach und klein?
Davon kannst du die Schuld nicht tragen!
Wie du's empfangen, blieb' es dein.
Fahr hin! als der Vergebung Blüte
Rankt sich der Wunsch noch himmelan,
Daß Gott fortan dein Glück behüte,
Weil's meine Liebe nicht mehr kann.

Die Dichterin unterjocht ihr Weh (S. 219), treu gegen sich selbst (S. 247), und wenn sie früher (S. 33 ff. 60 f.) ihr Dichten als einen Fluch empfand, jetzt wird ihr der „Dichtervorzug“ klar (S. 111 f.), „dem Dichterherzen ist das Unglück Segen“. Wenn sie aber auch, eine neue Cleopatra (S. 52 f.), stolz die „Schmerzesschlange“ an die Brust drückt, sie sehnt sich trotzdem nach einem anderen Aufenthaltort; wohin gilt ihr gleich (S. 168):

Wenn ich nur von der Stätte fern,
Die Thränen nur befeuchten;
Wo untergieng mein Hoffnungstern
Nach allzukurzem Leuchten.

Wenn ich nur fern dem todten See
Von thöricht eitlen Trachten,
Und jene Augen nicht mehr seh',
Die mich so elend machten.

Sie nimmt Abschied (S. 98) von ihrem bisherigen Wirkungskreise und zieht fort.

Auf dieser Reise trifft sie neuer Schmerz — ihre geliebte Mutter stirbt, ehe sie den Boden der Heimat wieder betreten hatte (S. 41); Betty Paoli verliert die letzte Stütze und weiß nun:

Seit du hinweggegangen,
Wer liebt mich noch wie du?

Noch oft kehrt die Dichterin in ihren Gedanken zu diesem traurigen Erlebnis zurück, bald um zu versichern, daß die Geschiedene weiter lebe, so lang sie selbst noch im Lichte weilt (Neue Gedichte S. 256 f.), bald um die tote Mutter zu beneiden, daß sie im sichern Hafen eingelaufen, in der Brust Schmerz und Trauern verschlafen kann (Nach dem Gewitter S. 126). Oder sie ruft sich das Ende der Theueren selbst vor die Seele in einem Gedichte, das einst zu den beliebtesten Declamationsstücken zählte (Gedichte S. 104 f. Auswahl S. X f.), „Dunkle Einsamkeit“:

Als meine Mutter kam und nah der letzten Reise,
Da ward verändert viel auf mannigfache Weise.

Zuerst befahl der Arzt, die Blumen wegzutragen,
Die gerne sie gepflegt in frühern bessern Tagen.
Dann ward dem Tageslicht der Eingang auch verwehrt —
Es hieß, damit die Ruh' der Kranken ungestört.
Und als der Priester kam, die Hostie ihr zu reichen,
Da mußte selbst ihr Kind aus ihrem Zimmer weichen.
So, losgerissen längst, und längst schon im Entschweben
Verhauchte sie zuletzt nur einen Schein von Leben. —

Auch mir ward nach und nach Duft, Licht und Lieb' genommen,
Ich lieg' in stiller Nacht — wird wohl der Tag bald kommen?

Aus Enttäuschung und Heimsuchung, also aus gar dunklem Grunde, entsproß für die Dichterin die Poesie; da ist's nicht verwunderlich, daß ihre „Gedichte“ vom Jahre 1841 so reich an Schmerz waren. Wir können auch vermuthen, daß es nicht ohne Kämpfe abgieng, daß man der Dichterin die Bahn nicht ebnete, sondern eher recht mühsam machte, wenigstens beklagt sie jeden, dem „die räthselhafte Kraft des Sanges Gott in die Brust gelegt“ (S. 60 ff.):

Er muß es sehen, wie sein Trachten
Den Andern halber Wahnsinn scheint,
Wie sie den Genius verachten,
Den einen Engel er vermeint!

Sie hat es erfahren, daß der Erfolg, wenn er sich einstellt, schwer erkauft wird, „zwischen früh'rer Schmerzen Klippen“ „seiner Freude Sphynx entseelt liegt“.

Betty Paoli hat in ihrem Lebensbilde „Auf- und Untergang“ (Die Welt und mein Auge III, S. 197 ff.) das Schicksal der französischen Dichterin Elise Mercœur (geb. 24. Juni 1809 zu Nantes, gest. 7. Januar 1835 zu Paris) behandelt, dabei aber, wie man jedem Worte dieser Novelle nachfühlt, die eigenen Erfahrungen als Modell benutzt. Wir gehen kaum weit fehl, wenn wir die wichtigsten Seelenkämpfe, die hier eine andere Elisabeth durchzumachen hat, als Erlebnisse der deutschen Elisabeth Glück, genannt Betty Paoli, ansehen. Vielleicht hat sie gerade wie ihre Mercœur anfangs ihr Dichten vor ihrer Mutter verbergen müssen, weil diese für die Gesundheit der Tochter fürchtete. Vielleicht ist folgendes Gespräch der Natur abgelauscht (S. 202 j.):

„Du hast wieder gedichtet?“

„Nein, liebste Mutter! es hat in mir gedichtet.“

„Hast Du vergessen, wie oft ich Dich bat, diese Bestrebungen aufzugeben, bei denen kein Zweck abzusehen ist. Wohin können sie Dich führen?“

„Wohin? . . . Vielleicht zum Ruhm!“ . . .

„Der Ruhm ist für uns Frauen nicht gemacht.“

„Warum nicht? wenn wir für ihn gemacht sind?“

Und da nun die Mutter über ihren Hochmuth schilt, erwidert sie lebhaft: „Nein, Mutter, ich bin nicht eitel, nicht hochmüthig, gewiß! ich bin's nicht. Was kann ich dafür, daß sich tausend Gedanken und Bilder in meinem Geiste drängen; daß es mich manchmal wie ein Fieber ergreift, von dem ich nur genesen kann, wenn ich mir durch ein Lied Luft mache? O wüßtest Du, wie frei dann meine Brust, wie hell mein Auge wird, wie ich mich erhoben, erleuchtet, recht im Mittelpunkt alles Lebens fühle: Du würdest mir mein Glück gewiß nicht mißgönnen. Sieh! es steht ja nicht erst seit gestern so mit mir. Erinner' Dich, wie ich noch ein kleines Mädchen war und zu Deinen Füßen saß und Dir die langen Geschichten erzählte, die ich von Niemandem gehört hatte, die mir zugekommen waren, ich wußte selbst nicht wie; denk' an die Zeiten, wo ich mit den Vögeln und Blumen die eindringlichsten Gespräche führte und den Bann lösen wollte, der sie in dieser Gestalt hielt, denn sie schienen mir schöne, verzauberte Menschen, deren Sprache ich verstand, wie sie die meine. Und noch jetzt füh!' ich mich ihnen verwandt; Du glaubst nicht, wie innig unser Verkehr ist, mit welchen süßen Lauten sie an mein Herz bringen. Laß mich ihnen mit meinen Liedern antworten, mit welchen Freundsäugen sie mich ansehen. Laß mich mein tiefstes Wesen frei entfalten! Du fragtest mich vorhin, wohin mich mein Dichten führen solle. Weil Du mich nach Irdischem fragtest, mußte ich mit Irdischem antworten.“ Sie erkennt den Ruhm als das Höchste, Herrlichste an. „Und dennoch! wüßte ich auch, daß, wenn meine Lippe verstummt, Niemand meine Lieder mehr singen wird: ich müßte sie doch dichten.“ Niemals hat sie über ihren Dichterträumen die Wirklichkeit vergessen. „Habe ich, . . . wenn ich auch die schönsten Entwürfe, die mich um Form und Gestaltung anflehten, im Kopfe trug, darum je eine meiner Schülerinnen beeinträchtigt, eine Unterrichtsstunde abgefürzt, die Regeln des unglücklichen *participle passé* minder gewissenhaft erklärt, die griechische und römische Geschichte minder genau vorgenommen? Und wenn ich mich nun den ganzen Tag abgemüht habe, meinen kleinen Zöglingen alle diese Weisheit einzuimpfen: warum sollte ich in meinen freien Stunden nicht auch eine Freude haben?“

Auch Elisabeth Glück hat, wie die Elisa Mercoeur der Novelle, „kaum sechzehn Jahre alt, mit den Früchten ihrer Anstrengungen, ihres Fleißes“ ihre Mutter ernährt; vielleicht hat sie ihr ebenso die Erlaubnis zu dichten abgerungen.

Betty Paoli erzählt dann, wie Elisa ihre Freundin Adele besucht und dieser gesteht, daß ihr heute ein schönes Gedicht gelungen

fei. Adele kann Elisas Glück hierüber nicht begreifen, da sucht ihr's Elisa zu erklären.

„Sieh!“ sagt Elisa, „Leben ist Glück, und Dichten heißt tausendfach leben, heißt sich im Herzen der Welt fühlen, zum Krystall werden, in dem sich die Schöpfung spiegelt, zum selbstbewußten Ton in dem großen Hymnus des All O, könnte ich die süßen Schauer schildern, mit denen der Geist den Thautropfen, der zur Perle werden soll, zuerst in sich empfängt, wie er ihn dann schweigend in sich hegt und pflegt, bis die Stunde gekommen, und die Muschel sich öffnet. Die andern Menschen, was sie auch treiben mögen, arbeiten nur und geben, wenn's hoch kommt, allen Dingen neue Form; der Dichter allein schafft und entraft dem Nichts ein All. Und wie es selig macht, den letzten, tiefsten Grund seines Wesens auszusprechen, alle Liebe und Verehrung, deren Überfülle das staunende Herz bedrängt! Nie empfand ich es tiefer als heute; ich schrieb ein Gedicht an Chateaubriand, meinen hohen Freund, den ich nie gesehen, meinen großen Lehrer, der nichts von mir weiß, meinen König, vor dem ich mich in freudiger Demuth beuge. Lange, lange trug ich diese Last von Dankbarkeit und Ehrfurcht auf dem Herzen, ich konnte das rechte Wort nicht finden; jetzt hab' ich es gefunden, meine Brust hebt sich frei und leicht, und ich bin glücklich.“

Wir brauchen nur statt Chateaubriand: Lenau zu sagen, dann paßt die ganze Stelle auf Betty Paoli, der auch (Gedichte S. 152) ein Gedicht an Lenau gelang.

Die praktische Adele rath nun eine Sammlung von Elisas Dichtungen zu veranstalten und an den Litteraten Mellinet in Paris, ihren Onkel, zur Prüfung und, wenn möglich, zur Veröffentlichung zu senden. Das geschieht. Mellinet läßt lange nichts von sich hören, was Elisa ungleich leichter nahm als die peinlich ordnungsliebende Adele. Elisa war eben (S. 222), „wie alle echten Dichternaturen der Gewalt des Augenblickes unterworfen. Ihre Pieder waren Offenbarungen ihres tiefsten Seelenlebens; war aber das Geheimnis einmal ausgesprochen, so war sie damit fertig, und was sie in frühern Tagen gedichtet, stand kaum mehr in einer Beziehung zu ihr. Ihr letztes Gedicht war ihr immer das liebste, bis es von einem neuen verdrängt ward, was bald zu geschehen pflegte, denn Elisas großem Talent war zugleich eine ungewöhnliche Produktionskraft beigegeben. So lebte sie harmlos und glücklich, tagsüber ihrem mühsamen Beruf mit fröhlichem Fleiße sich hingebend, und in einsamen Stunden dem Genius lauschend, der immer lauter und sieghafter in ihr sprach“.

Endlich nach Monaten bringt die Post ein Packet, darin das Büchlein „Gedichte von Elisa Mercoeur“ und ein Billet Mellinets voll Anerkennung und Lob, aber aus Chateaubriands Munde, als Dank für die Widmung des Büchleins, die Worte: „Lange hat mich nichts in dem Maße ergriffen, wie die Naturlaute in den Liedern dieses jungen Mädchens.“ Auch Honorar liegt bei. — Hat vielleicht der Wiener Literat Warrens, der sich Betty Paolis annahm, bei ihr dieselbe Rolle gespielt, wie Mellinet bei Elise Mercoeur, hat sich vielleicht Venau¹⁾ ebenso lobend über die ihm gewidmeten „Gedichte von Betty Paoli“ ausgesprochen, wie in unserer Novelle Chateaubriand über die „Gedichte von Elisa Mercoeur“? So viel wissen wir, daß der Erfolg beider Bücher mit den Worten der Novelle (S. 234) gekennzeichnet ist: „Indessen hatte Elisas Buch in Paris [Wien] eine Anerkennung und Theilnahme gefunden, die selbst Mellinets hochgepannte Erwartungen übertraf. In allen Salons war die Rede von diesen mit allem Zauber frischer Jugend und tiefer Innerlichkeit ausgeschmückten Gedichte; in allen Tagesblättern ward der Verfasserin warmes, unbedingtes Lob gesendet und eine glänzende Zukunft prophezeit. Wonach Andere mühevoll und oft erfolglos jahrelang ringen, war dem ersten Versuch des jungen Mädchens geworden, ohne Intriguen, ohne Camaraderie, bloß durch die Gewalt des Talents und die Wahrhaftigkeit der Empfindung.“

Marie von Ebner-Eschenbach hat in ihrem Nachrufe (Auswahl S. X) mit Recht hervorgehoben, daß uns Heutigen ein Erfolg, wie jener von Betty Paolis erster Sammlung unerhört erscheint. „Wer begreift heute noch, daß ein Band reinster Dyrk ohne politische, religiöse, nationale Färbung seine Verfasserin mit einem Schlage berühmt machen konnte, nicht in der oder jener Koterie, sondern in allen Kreisen

¹⁾ In den von Anton Schlossar eben herausgegebenen Briefen Venaus an Emilie von Reinbeck (Stuttgart, 1896, S. 167) findet sich folgende Äußerung aus „Wien, 6. Oktober 1842“: „Betty Paoli hat mir ihre mir gewidmeten Gedichte nebst einem Briefe zugesendet, so voll berausenden Lobes und warmer Gesinnung der innigsten Theilnahme, daß ich fast einige Augenblicke äquilibrieren mußte, um nicht von einem selbstüberschätzenden Taumel ergriffen zu werden. Doch ich bin gerettet; nicht bloß bei meiner Geige bin ich mir der falschen Griffe und des Gefitshels bewußt. — Ich habe die Dichterin besucht und fand sie sehr liebenswürdig und vernünftig. Leider konnte ich aber meiner gewohnten Verschlossenheit nicht dasjenige Maß von Freundlichkeit zur Gegengabe abgewinnen, das die gute, edle Seele verdient hätte. O ihr vortrefflichen Frauenseelen, leset meine Lieder, aber laßt mich selbst knurrend im Winkel liegen!“

und im ganzen Vaterlande?“ Sie gibt uns also die Gewähr, daß wir Betty Paolis Erzählung als eine Art Selbstbiographie auffassen können, freilich mit gewissen Einschränkungen.

III.

Was hat nun aber den ungewöhnlichen Erfolg von Betty Paolis Gedichten veranlaßt?

Es geht durch das ganze Buch die sengende Glut echter Leidenschaft, es weht, um mit der Dichterin zu sprechen, der Samum des Schmerzes durch die Blätter; alles erweckt den Eindruck vollster Wahrheit, alles scheint durchaus erlebt. Einen ganz besonderen Vorzug kann man aber darin erblicken, daß ausschließlich das Weib zu Worte kommt. Betty Paoli hat auch nicht in einem einzigen Verse die Maske vor dem Gesicht, immer spricht das Weib, immer Erlebnisse, Erfahrungen, Gedanken mit der eigenthümlichen Färbung eines nach Selbstbefreiung ringenden Frauenherzens. Dies geht so weit, daß man unwillkürlich veranlaßt wird, alles in den Gedichten als wirkliches Erlebnis zu fassen, wobei man die Kunst nicht verkennt, die so rein, so klar und schmucklos das Erlebte herauszuarbeiten verstand. Gerade eine pathetische Frauennatur war der Gefahr nahe, dem Rhetorischen zu verfallen; Betty Paoli ist aber merkwürdig schlicht, nur wenige, freilich mitunter etwas gesucht geistreiche Bilder und Vergleiche werden gebraucht,¹⁾ der Ausdruck wird nur wenig gehoben und umschließt mit treffenden Worten die Gedanken so eng, daß die Prosa nicht knapper nicht durchsichtiger sein könnte. Die Form ergibt sich auch in ihren schwierigeren Gestaltungen, im Sonett, im Ghazel ganz von selbst, leicht und graciös; die Reime stellen sich willig und reichlich ein; die Versmaße sind mannigfaltig und in ihrem getragenen Ton dem Inhalte durchaus entsprechend; ein echt musikalischer Rhythmus durchzittert die Gedichte. Alles vereinigt sich, um die Verse als einen nothwendigen Erguß einer leidenschaftlich fühlenden, groß denkenden, feinbefaiteten Frauennatur erscheinen zu lassen. Was uns aus dem Büchlein anblickt, ist ein Menschenchicksal, ein Frauenschicksal.

¹⁾ Am wenigsten unserem Geschmack entspricht das Bild vom Uvasbaum (Gedichte S. 109. Neue Gedichte S. 137 2c.); auch der „Samum“, die „Sahara“, die „Pyramiden“, „Minotaurus“ sind etwas gesucht. Sehr lieb die Dichterin den Vergleich der Leidenschaft mit dem Meere, das Bild vom blitzverfehrten Baum oder Strauch, von der Muschel und der Perle, vom Parfen und seinem heiligen Feuer, von der Priesterin, von Maria und Martha, von Blume und Thau, von der Rose, von der Schlange.

Dieses Ungejuchte, Natürliche, Nothwendige bei allem Pathos, aller Tonsülle, wie sie die Zeit verlangte, muß in jenen Tagen ausschließlich literarischen Lebens den ungewöhnlichen Erfolg der ersten Sammlung veranlaßt haben. Die Zeitgenossen lernten ein Individuum kennen, ein Weib, das seine traurigen Erfahrungen gesammelt hatte, das ein Ich mit ganz ausgeprägten Zügen darstellte, dabei aber den Zeitcharakter nicht vermissen ließ. Sie sahen also, wie sich in einem Frauengemüthe die gedrückte, trübe, schmerzselige Stimmung jener Tage festsetzt und ausbildet. Sie konnten, mehr als wir heute, das Schmerzliche nachfühlen, das die Dichterin allenthalben enthüllte (S. 230), ihnen war jener Pessimismus vertrauter als uns, der sagen kann (S. 241):

Was ist des Menschen Lust, was ist des Menschen Schmerz?

Ein leiser Nachhall nur von halbverklungnem Schmerz!

Jenes verzweifelte Bangen und Grübeln: Wofür all die Leiden (S. 190 f.)? alles ist ja nur ein „Schattenbild“ (S. 229 f.). Nichts Festes als das Weh! Wie sehr entsprach dies der damaligen Zeit. Der Traum erscheint der Dichterin als das eigentliche Leben, das Leben selbst aber als der Tod ihrer Seele (S. 47); sie lebt ein täglich Sterben (S. 35), ja eigentlich lebt sie gar nicht, denn auf Erden wallt sie als fremder Gast umher (S. 33), nur in den Freuden ihres Dichtens zuhause; nichts im Leben kann ihr jene Wonnen bieten, die ihr im Lieb, im Traum „so himmlisch hold erblühet“ (S. 35). Wenn sie klagt, so ist das nur Sehnsucht nach jener besseren Heimat, die sie im Traume besucht; auf Erden lebt sie „im Kerker“, und was ihr an Prüfung beschert ward, „ist Lieben und Dichten und Beten“ (S. 47). Betty Paoli hat inniges Gottesvertrauen errungen (S. 129, 231, 240), sie ist aber weit entfernt von Frömmerei, denn ihr „Hoffen“ auf Gott (S. 231) ist ein Resultat ihres Kampfes, ein Preis für ihre Schmerzen.

Ich hab genug gelebt, das Leben nicht zu scheuen;

Gelitten auch genug, mich auf den Tod zu freuen (S. 232).

Wenn sie klagt, so will sie nicht Mitleid wecken, nur mit Stolz zeigen, „wie viel ein Menschenherz vermag zu tragen“ (S. 113),

Gern sprech' ich von dem Weh, das mich einst tief gebeugt,

So wie ein Sieger stolz die Ehrennarben zeigt (S. 232).

Weil sie verzichten gelernt hat, ward ihr Fassung zutheil; nicht leicht hat sie diese Stufe der Entwicklung erklimmen, sie mußte durch Schmerz und Freude, durch Ekel und Verzweiflung, durch Hoffnungslosigkeit und Herzensöde hindurch, aber sie ist zum Gipfel gelangt, der

freilich noch nicht „das“ Ziel, wohl aber ein bedeutjamer „Meilenstein“ ist (S. 233). Was sie lernte, das deutet ihr Spruch (S. 234) an:

„Ich kann nicht!“ rufft du aus? das heißt bequem verzagt!

Sprich! hast du denn auch schon einmal „ich will“ gesagt?

„Ich kann, was ich muß! Ich will, was ich muß! Ich weiß, was ich will!“ diese drei Momente rühmt die Dichterin (S. 178 f.) von sich selber.

Strebst du dem Höchsten nach, wird Höchstes dir gelingen;

Denn was du denken kannst, das kannst du auch vollbringen.

Betty Paoli zeigt sich als eine kräftige Natur, die vom Schmerze zwar tief gebeugt, aber nicht gebrochen werden kann. Allerdings wandert sie meist noch in den Niederungen, die dicht mit Wolken und Nebeln bedeckt sind, aber schon reißt mitunter die graue Decke, wenigstens auf einen Augenblick erscheint der blaue Himmel, eröffnet sich eine Aussicht auf sonnigere Gefilde. Das letzte Wort des Bandes heißt doch „versöhnt“ (S. 249).

Ein fertiges, in sich abgeschlossenes, auf sich gestelltes Weib war Betty Paoli, als sie mit ihrer ersten Sammlung auftrat. Ihr drohte nicht mehr die Gefahr der Unweiblichkeit,

Unweibliche Idee? wie Ihr doch thöricht sprecht!

Was hat der Geist denn wohl gemein mit dem Geschlecht?

wohl aber lag in ihr der Keim zu einer anderen Krankheit, sie konnte sehr leicht zur Gefühlszerdenkerin werden, ihr Grübeln, Sinnen und Selbstbelauschen konnten den natürlichen Ausbruch des Gefühles verhindern. Gerade bei einer so tiefangelegten Persönlichkeit konnte das immerwährende In-sich-hineinhorchen verderblich werden. Und ihr einsam zwiespältiges Leben mußte die Neigung zu stiller Gedankenarbeit nur verstärken. Sie mußte ihr Fühlen vor der Umgebung verbergen und ihrer Liebe „Flammengruß erst in Keim und Berse bringen“,

Um ihn vor der Menschen bösem Willen

Zu verhüllen! (S. 120 ff.).

Wie leicht konnte das Nachgrübeln über ihr Fühlen in ihrer Abgeschlossenheit zur Blutlosigkeit des gerade in jenen Zeiten so sehr grassirenden Geistreichelns führen. Hier griff das Leben ein.

Betty Paoli erzählt von ihrer Geistesverwandten, ihrem französischen Ebenbild, Elisa Mercoeur, daß Chateaubriand und eine Herzogin von L. die Dichterin veranlassen, nach Paris zu ziehen, wo sie von allen Seiten mit Aufmerksamkeiten überschüttet wurde. Sie schildert (a. a. D. S. 261 f.) ihrer Freundin Adele ihr Auftreten in

Paris: „Täglich erhielt ich dringende Einladungen und mußte meine Gedichte in den vornehmsten Zirkeln von Paris vorlesen. Jung und thöricht, wie ich damals war, glaubte ich, diese Auszeichnungen gälten mir, meinem Talent; ich ließ mir's nicht träumen, daß ich diesen großen Kindern nichts sei, als eine neue Puppe, ein neues Spielwerk, das ihnen den Gang der Stunden verkürzte, ein neues Opfer, das dem Minotaur ihrer Blasiertheit hingeworfen ward. Weil sie mich priesen, glaubte ich, daß sie mich verstanden! . . . Ich war froh und geschmeichelt.“ Sie zog sich aber bald aus der lärmenden Geselligkeit des Salonlebens zurück, denn sie brauchte Ruhe und Sammlung. „In der Stille meines Zimmers dichtete ich und suchte mein Talent vollkommner zu entfalten; ich schrieb, wenn mich mein Geist dazu trieb, las, gieng ins Freie, sah einige Freunde, und es vergieng kein Abend, an dem ich Gott nicht für das Los dankte, das er mir bereitet hatte. Damals, ja damals war ich glücklich!“ Aber ein Umschwung trat ein, da Elise Mercœur ihre Staatspension nach der Julirevolution verlor; nun mußte sie arbeiten. „Bisher,“ so sagt sie, „war mir die Poesie eine Freude, ein Segen gewesen, womit mich Gott begnadet; jetzt hatte sie einen materiellen Zweck, eine äußere Nothwendigkeit und hörte auf, eine himmlische zu sein. Ich mußte die Lieder, die eine geheimnisvolle Stimme in mir sang, unterdrücken, um mich mit Arbeiten zu beschäftigen, zu denen mich kein inneres Bedürfnis trieb, die kein Resultat meines Lebens, die nicht Blut von meinem Blute, die nichts waren, als mühseliges Tagewerk.“ Sie mußte schreiben, wenn sie auch ihr Gehirn erschöpft, ihren Geist abgestumpft fühlte und ihr müdes Haupt entmuthigt auf den Schreibtisch sinken ließ.

Diesen litterarischen Frohdienst hat auch Betty Paoli kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, da sie bei angesehenen Zeitschriften und Zeitungen als ständige Mitarbeiterin, Recensentin und Burgtheaterreferentin in Stellung war. Allein, stärker als Elisa Mercœur, widerstandsfähiger und gefestigter, hat sie keinen Schaden an ihrer Gesundheit genommen und ist trotz ihrer frühen Todesahnungen eine hochbetagte Frau geworden.

Mit unverwüstklicher Productionskraft ausgestattet, hat sie in den Jahren nach ihrem ersten Auftreten eine weitumfassende literarische Thätigkeit entfaltet, der aber nur so weit gefolgt werden soll, als sie ihrem eigentlichen, ihrem Dichterberuf galt. Hier zeigte Betty Paoli einen stetigen Fortschritt, ein allmähliches Reifen zu immer größerer Klarheit.

IV.

Schon zwei Jahre nach der ersten erschien die zweite Sammlung, die charakteristisch „Nach dem Gewitter“ betitelt war (Fests bei G. Heckenast 1843) und die Widmung „An * * *“ trug, an den falschen, treulojen Geliebten:

Diese Lieder, meinem tiefsten Sehnen,
Meines Innern wahrstem Born entfloffen —
O was sind sie, als verhüllte Thränen,
In verschwieg'ner Nacht um dich vergoffen?!

Die Dichterin steht noch im Bannkreise ihrer zweiten Liebe, sie gibt weitere Blätter aus dem Gedichtenkranze, mit dem sie den Geliebten umwand. Aehnliche, ja die gleichen Motive kehren wieder, die schon in der ersten Sammlung behandelt worden waren; dabei vollzieht sich eine gewisse Vereinfachung. Die Dichterin ist noch kürzer, gedrängter. Wenn sie früher den Geliebten (Gedichte S. 109) warnte, ihr ewige Liebe zu schwören, oder ihn anflehte (Gedichte S. 10 f.), ihr Herz nicht zu wecken, es sei denn zum Glück, so braucht sie mehrere Strophen, braucht sie ein ausgeführtes Bild, jetzt (Nach dem Gewitter S. 17) genügen zwei Strophen und nur der directe Ausdruck bleibt. Als Gegenstück zu dem (oben S. 13) abgedruckten „Genügen“ sei aus der zweiten Sammlung folgendes formschöne Gedicht (S. 21) citiert:

Es ist der Kelch der Rose
In Purpurglut getaucht,
Es ist der Kelch der Rose
Von Duft durchhaucht.
Mein Herz ist eine Rose
Die Lieb' sein Purpurflor;
Als Däfte steigen Lieder
Daraus empor.
Laß meine Herzensrose
In Liebe und Gesang
Für dich erglüh'n und duften
Mein Leben lang.

Noch reiner lyrisch als in der ersten Bearbeitung erscheint jetzt das Motiv: nur der Vergleich, nur die einzelnen Momente sind erwähnt, der frühere geist- und gemüthvolle, aber dabei verstandesmäßige Schluß:

Pflanzen laß die Rose mich
In den Staub vor dir,
Nicht zum Schmuck und Stolz für dich,
Doch zur Wonne mir.

hat in unserer Fassung keine Analogie mehr.

Während die erste Sammlung mehr den unmittelbaren Ausbruch der Leidenschaft brachte, kommt in der zweiten mehr die Kunst zu Wort. Schon äußerlich zeigt sich dies. Die „Gedichte“ waren zusammengeraffte Blätter, ohne Ordnung, ohne künstlerische Rundung aus einem reichen Vorrath herausgehoben. Die Sammlung „Nach dem Gewitter“ sucht kunstvoll zu gliedern, mannigfaltig und dabei doch einheitlich zu componieren. Lieder unter dem besonderen Titel „Asterne“ werden vorangestellt; sie stammen aus dem Beginn und der glücklichen Zeit des Liebesbundes. Die thatsächlichen Verhältnisse sind die gleichen, wie in den „Gedichten“; die Liebenden lernen sich kennen, das Weib bangt vor dem entscheidenden Worte, freut sich dann im Gefühl des Beglückens; wie „ein Weib im Witwenschleier“ das Kind, so liebt sie ihn (Gedichte S. 135. Nach dem Gewitter S. 6); nur des Abends sehen sie sich (S. 10); er ist Dichter (S. 22), Held (S. 13); der Verbindung stehen Hindernisse entgegen, die eine vorübergehende Trennung nöthig machen (S. 30) — man sieht, die Dichterin hat nicht erdichtet, sondern aus einem wirklichen Verhältnisse herausgeschaffen. Das Magdalenenhafte des liebenden Weibes (S. 18) gibt ihr eine keusch-leidenschaftliche Huldigung ein, wie in nachstehenden zwei Strophen (S. 48):

Laß mich vor dir nieder sinken,	Laß mich dir begeistert singen
Blicke in dein Angesicht;	Einen letzten Erdengruß,
Laß mich ätherdürstend trinken	Meine Arme um dich schlingen
Deines Auges reines Licht;	Und vergehn an deinem Fuß.

Schon in den „Gedichten“ war vorübergehend Liebe mit Gottesvertrauen vereinigt erschienen (z. B. S. 193 und im „Tagebuch“ S. 207 ff.), aber erst in der zweiten Sammlung wird dies zu einem charakteristischen Zug im Porträt der Dichterin; nicht nur wie früher nach der Enttäuschung, mitten im Schmerz und nach mühsam errungener Entsagung, nein, mitten in Glück und Seligkeit legt sie ihr Loos „in Gottes Hand“ (S. 7), sieht sie in ihrer Liebe ein Wunder Gottes (S. 31), durch den Geliebten wird sie „mit Gott und sich versöhnt“ (S. 37). In einem kindlich-schönen Abendsegen (S. 39):

Im tiefsten Innern	Daß deine Seele
Ein süß' Erinnern	Sich mir vermähle
Und einen Gruß	Auf ewiglich, —
Zum Tageschluss!	Das bete ich.
Daß Gottes Güte	Auf ihn nur zähl' ich
Mein Glück behüte,	Uns Weib' empfehl' ich
Daß seine Treu	Fromm seiner Wacht —
Stets mit dir sei;	Nun, gute Nacht!

und in einem echt weiblich-frommen Liebesgeständnisse (S. 41) zeigt sich Liebesglück und Gottesgefühl am schönsten vereinigt:

Was du mir bist? O frage Blumenkelche
Was ihnen wohl der Thau, der sie besprengt!
Die letzte Faser bist du mir, durch welche
Mein Herz mit Gott zusammenhängt.
Der Mittler bist du mir, der von Zerwürfniß
Und innerm Kampf mein wundes Herz befreit,
Bist meines Lebens heiligstes Bedürfnis,
Mein Antheil an der Seligkeit!

Burden als „Aster“ nur die Lieder des Glückes zusammengebunden, so bringen die „Abendstunden“, wie eine zweite Reihe von Gedichten in der neuen Sammlung heißt, hauptsächlich die Lieder voll Schmerz und Weh. Die Dichterin ahnt, daß ihr Glück nicht andauern könne, wünscht aber, wenn es endet, rasch die volle Wahrheit zu erfahren (S. 79 f.). Das „Schicksal“ trennt den Bund, den Gott vereinigt hatte (S. 78), die Trennung ist schmerzlich (S. 82), aber die Erinnerung, daß es ein solches Glück gegeben hat, wird zum Troste. Sie glaubt wohl, bald zu sterben — wenn doch seine Liebe noch so lange bei ihr aushielte (S. 91)! Das Sehnen nach dem Tode, eine tiefe Erschöpfung, die nur im Grabe Vergessen und Ruhe finden könnte, sie durchziehen die Gedichte (S. 89, 91, 92 f., 94); am liebsten möchte sie im Wald, am einsamen Quell das Grab finden (S. 113 ff.), aber die Pflicht für eine andere, jedenfalls für die Mutter, hält sie zurück; ganz ebenso vergällt der Dichterin Elisa Mercœur in Betty Paolis Novelle nur der Gedanke an die Mutter die letzten Stunden. In ihrem Schmerze sucht die Enttäuschte wohl Zuflucht bei der Mutter (S. 108), aber sie vermag ihre „Verstimmung“ nicht zu unterdrücken (S. 103):

Im Herzen Kummer, Bleigewicht
An meiner Seele Schwingen,
Vor meinen Augen Nebel dicht —
Und dabei soll ich singen!
Im Geiste sehnsuchtheißen Drang,
Tief ungeduld'ges Streben
Nach freudenvollem Untergang —
Und damit soll ich leben!

Die „Ermattung“ (S. 104) ist zu groß:

Ich wollt', es wäre Schlafenszeit,
Des Tages mühevoll Werk vollendet,
Und mir dafür als Preis gespendet
Tiefselfige Vergessenheit!

Was kummert mich des Lebens Streit?
Ich habe nichts mehr zu erringen,
Gelähmt sind meiner Seele Schwingen —
Ich wollt', es wäre Schlafenszeit!

Wie Frost und Eis die Natur, so hat die trübe Erfahrung ihre Seele gefangen gesetzt, darum sehnt sie sich nach dem Frühling (S. 67 f., 105 f.), als müßte er ihr „Ketter“ werden; aber sie ruft nicht gleich Geibel ein zuversichtliches: „Es muß doch Frühling werden“, sie kann nur verzweifelnd „wie des Blaubarts Weib“ ihr Auge fragen: „Siehst Du noch nichts?“ und erhält die niedermetternde Antwort: „Noch nichts.“

Einer solchen gedrückten Stimmung müssen jene Formen entsprechen, die an sich schon etwas Geschlossenes, In sich Gefehrtes haben; und so finden wir unter den „Asteren“ wie den „Abendstunden“ Ghafeln, Stanzas und Strophen, die mit ihrer Reimverschlingung an die beiden Stollen des Sonetts erinnern. Das Nachsinnen, Vorsichherträumen der Dichterin gefällt sich in jenem eigenthümlichen Gang, den wir an der sogenannten Priamel gewöhnt sind: eine Reihe von scheinbar unzusammenhängenden Sätzen erhält erst durch den zusammenfassenden Schlusssatz einen ungeahnten Sinn. Schon in den „Gedichten“ (S. 14, 76 f., 133 ff., 190, 215) hatte sich diese Eigenart unserer Poetin verrathen, auch in der neuen Sammlung steht manches der Art, z. B. „Töne“ (S. 86 f., vgl. S. 79):

Wenn Glockenklang mit heil'gem Mahnen
Hinzitternd durch die Morgenluft,
Hinweg von dunkel wirren Bahnen
Zur Andacht und zum Himmel ruft;
Wenn Licht der Mond mit weißem Schleier
Des nahen Berges Gipfel krönt,
Und durch die stille Abendfeier
Das Lied der Nachtigallen tönt;
Wenn ich Beethovens ries'ger Dichtung
Mit weihevollen Gruß gelauscht,
Und Ahnung seliger Vernichtung
Durch meine trunke Seele rauscht: —
Da sacht zu heißerm Sehnsuchtbrande
Die Glut in mir der Wiederhall —
Ich wollt', ich säß' an dem Strande
Und hörte deines Trittes Schall!

Dieser Gang, der scheinbar nicht vom Plage kommt und doch zu einem Punkte mit weiter Aussicht führt, paßt ganz ausgezeichnet für

eine nachdenkliche Natur gleich der Betty Paolis. Darum mußte sie nicht nur eine Vorliebe für das Sonett haben, sondern es auch in der richtigen Form bauen können. Das verriethen bereits die beiden Proben der „Gedichte“ (S. 113, 180), nun brachte die neue Sammlung eine ganze Abtheilung „Sonette“, zweiundzwanzig an Zahl, von so selbstverständlicher Kunst, so trefflicherem Ausdruck, so natürlicher Sprache, daß sie geradezu als Muster dieser Form bezeichnet werden können. Die Themen sind mannigfaltig, allgemein und persönlich, wenden sich an Lebende und Verstorbene, Glende und Glückliche, betreffen den Geliebten und seinen Verrath, aber allen diesen Gedichten eigen ist ein still-gefaßter Schmerz, eine Weh, das sich zusammennimmt und nach einem Abschlusse ringt. Das Sonett verlangt einen solchen Geist; wie es zwei vierzeilige Sätze durch die zwei Reime aneinanderbindet und dann durch die zwei Terzinen des Abgejanges in ein ungeahntes Licht rückt, wodurch sich das Ganze erst als eine geschlossene Strophe darstellt, so muß auch der Inhalt nach dem Schweifen in die Ferne zu einem überraschenden Ende geführt werden. Man kommt in Verlegenheit, welches Sonett man besonders hervorheben soll, da sie sich alle durch die gleiche Strenge des Baues und den gleich trefflichen Rhythmus auszeichnen; den Preis scheinen mir aber zu verdienen „Der todtten Mutter“ (S. 126), „Veruf“ (S. 135) und vor allem „Herbstgefühl“ (S. 136); ich citiere das letztgenannte, weil es uns von dem Liebesbunde der Dichterin Kunde gibt und zugleich ihr Naturgefühl charakterisirt.

Tief schmerzlich hat es sonst mein Herz erschüttert,
Sah ich, wie von dem rauhen Sturmesreigen
Erfasst, die welken Blätter von den Zweigen
Vernieder in den fahlen Staub gezittert.

Doch bei dem Schmerz, der jetzt in mir gewittert,
Ist mir so frommes Mitleid nicht mehr eigen,
Und ungerührt seh' ich mit finstern Schweigen
Den Reiz der Flur verstoßen und zerplittert.

Die Blätter, die mein leimend Glück gesehen,
Als süß der Frühling durch die Welt geschauert,
O mögen sie verwelken und verwehen!

Ihr Sinken wird von mir nicht mehr betrauert,
Denn war auch kurz und flüchtig ihr Bestehen,
Sie haben länger als mein Glück gedauert.

Ein Schmerz, der so spricht, hat seinen ärgsten Stachel verloren,
er ist zum Weh abgeklärt, das weiterleben wird, aber nicht vernichtend,

sondern verklärend, sittigend. Wie zuerst das frühere Herbstgefühl geschildert, dann das jetzige damit contrastiert, endlich dieses geänderte Gefühl begründet wird, das gibt ein Gedicht mit stetigem Aufstieg und kräftigem Abschluss, das echte Sonett.

Von einer neuen Seite zeigte sich die Dichterin in jener Abtheilung der zweiten Sammlung, die „Lyrisch-Episches“ betitelt ist, sechs Proben jener Gattung, die damals gerade in Oesterreich so viele Vertreter hatte. Betty Paolis Balladen sind aber mehr episch-lyrisch als lyrisch-episch, sie sind meist echt lyrische Monologe aus fremder Situation („Rizzio“ S. 154 f.), mit kurzer epischer Einleitung („Lconore“ S. 143 ff.) oder kurzem, epischem Schluss („Die Araberin“ S. 147 ff., „Die Sevillanerin“ S. 152 f.), nur „Das zweite Gesicht“ (S. 156 ff.) und die irische Sage „Erins Fall“ (S. 162 ff.) geben jene Märenart, die besonders Uhlant ausgebildet hatte, „Erins Fall“ verwendet sogar die Nibelungenstrophe. Die Stoffe sind durchaus weit hergeholt, die Motive blutig, die Ausführung contrastierend, meist kurz und sprunghaft, wie es der Lyrik entspricht; man gewinnt den Eindruck, daß sich die Dichterin auf einem fremden, ihr nicht ganz sympathischen Gebiete bewegt. Zuhause ist sie doch nur in ihrem Herzen, in ihrer eigenen Individualität. Das merkt man so recht sinnfällig, wenn man von der Abtheilung „Lyrisch-Episches“ zu den wundervollen drei „Briefen an einen Verstorbenen“ (S. 169 bis 194) kommt. Die Dichterin wendet sich an ihren dahingeshiedenen Jugendgeliebten, schildert ihm den Zustand ihres Herzens nach seinem Tode, die Verzweiflung und das allmähliche Gehen; die epischen Elemente sind verbrämt mit lyrischen Ergüssen, das klingt, wie vertrauliches Liebesgeflüster, dem auch das kleinste wichtig und bedeutsam erscheint, das klingt, wie befreiende Beichte zwischen zwei ewig Verbundenen. Hier fand sich Betty Paoli auf ihrem eigensten Territorium: im Verklären, Verdichten und Ausgestalten des innerlich Erlebten, im dichterischen Materialisieren ihrer eigenen Seele. Sie war eben echte Lyrikerin, nichts anderes.

Dies ergibt sich aus der zweiten Sammlung, gerade weil sie über die Grenzen hinausführte; nicht als ob Betty Paoli auf dem fremden Gebiete nun als Stümperin erschienen wäre, dazu war sie viel zu sehr Künstlerin, aber man merkt ihr das Fremde zu deutlich an, und sie selbst hat nur gelegentliche Streifzüge nach diesen Gebieten unternommen. Die Sammlung „Nach dem Gewitter“ bedeutete, trotzdem sie denselben Verhältnissen entwachsen war, wie die „Gedichte“, doch

einen sichtlichen Fortschritt, für den Betty Paoli selbst uns die beste Bezeichnung darbietet, wenn sie im dritten „Brief an einen Verstorbenen“ (S. 188) sagt:

Ich gehe an die Arbeit, denke, dichte,
Und während ich den Streit der Formen schlichte,
Versöhnt von selbst sich mancher inn're Streit;
Denn dieses ist die heil'ge Macht der Kunst,
Dass, wer da wahrhaft strebt nach ihrer Gunst,
In seines Strebens reiner Leidenschaft
Zum Kunstwerk wird, indem er eines schafft,
Und bald dahin gelangt, aus seinem Herzen
Verzerrtes und Verschrob'nes auszumerzen,
Zu klären seines Innern trübe Wellen,
Um auch in sich die Schönheit herzustellen.

V.

„Des Innern stillen Frieden“, den auch Grillparzer so hoch gehalten hatte, sich zu erringen und zu ersingen, das ist Betty Paolis Bestreben. „Seiner innersten Natur“ sich zu ergeben, das hat die Dichterin als „des Menschen Ideal“ erfasst (S. 226). Wiederholt hat sie das „innere Glück“ gepriesen, „das Jeder erreichen kann, der nur den ehrlichen Willen dazu hat“ (III, S. 10).

Ihre Novellen, die gleichfalls bei Gustav Heckenast in Pestsch unter dem Titel „Die Welt und mein Auge“ als dreibändige Sammlung erschienen, variieren dieses Thema in verschiedener Weise. Der Roman „Die Ehre des Hauses“, eine schottische Familiengeschichte — sie füllt den ganzen ersten Band der Sammlung — führt eigentlich das Thema durch mehrere Generationen; der innere Frieden geht verloren, hingepfört dem Dämon einer falschen Familienehre, und alle Versuche, ihn wiederzugewinnen, scheitern an dem unseligen Vorurtheil. Besonders in dem Verhältnisse zwischen Lord Francis Brandon und seiner Gattin Lady Maria wird das Tragische des Motives gestreift, während es in der Geschichte ihres Sohnes Benjamin nach lieblicher idyllischer Entfaltung zum tragischen Abschlusse geführt erscheint.

Auch die drei Novellen des zweiten Bandes sind demselben Probleme gewidmet. In der Künstlergeschichte „Honorine“ geht der innere Friede verloren, da die Heldin, um ihr krankes Brüdlein vor dem Hungertode zu erretten, sich einem ungeliebten Manne hingibt; alle Buße scheint ihr vergebens, bis ihr in der Liebe des Malers Walther die Ahnung eines neuen Zustandes aufdämmert, und

in ihrer Ehe mit ihm eine kurze Zeit des Glücks, der Ruhe zutheil wird. Aber die Entdeckung kommt, die offene Beichte der Schuld, die Verzeihung, sie bringen doch kein — Vergessen; der innere Friede kann nicht mehr errungen werden, darum geht Honorine in den Tod.

Die russische Gräfin Clodie A. („Aus den Papieren eines deutschen Arztes“) dagegen lernt allmählich das innere Gleichgewicht wieder erlangen. Sie hatte schon als verheiratete Frau eine heftige Gedankenliebe zu dem deutschen Virtuosen Emil D. gefaßt, dem Geliebten ein Rendezvous in ihrem Cabinet gegeben, wobei sie von ihrem Gatten gestört wurde; Emil war vom Balkon herabgesprungen, um ihre Frauenehre zu retten, hatte sich dabei verletzt, was Banditen benützten, ihn zu tödten, zu berauben und seinen Leichnam in die Nawa zu werfen. Ihren Gemüthszustand nach diesem fürchterlichen Erlebnisse schildert Clodie mit folgenden Worten (II, S. 187): „Nun begann eine schauervolle Zeit für mich, eine Zeit des Dunkels, der gräßlichen Verlassenheit. Die Thränen verglühten in meinen Augen, die Klagen verstummten erschrocken vor dem verzweiflungsvollen Hohn, mit dem ich das Schickjal aufforderte, ein Weh zu erfinden, das dem meinen gleichkäme. Ich frevelte gegen Gott, den ich nicht mehr fürchtete, da er mir, wie ich in meiner wahnwitzigen Vermessenheit sagte, nichts mehr rauben konnte. Ich war hart und erbarmungslos gegen die Menschen; denn ihr Glück dünkte mich eine empörende, unverdiente Bevorzugung, und ihr größter Schmerz schien mir himmlische Seligkeit, wenn ich ihn mit der Qual verglich, die meine Brust zerris.“ Auf einer Reise nach Italien schlug diese wortlose Verzweiflung in höhnenenden Übermuth, grausamen Kampf gegen jede fromme, milde Überzeugung, herzlosen Spott um, dann folgte nach einer lebensgefährlichen Krankheit trost- und hoffnungslose Schwermuth. In der Schweiz kann sie das Leben nicht mehr ertragen, wird aber durch einen alten Mann vor dem Selbstmord gerettet, es ist der Vater ihres Emil. Er öffnet ihr die Augen; was sie „Bekämpfen ihres Schmerzes“ genannt hatte, das bezeichnet er als ein Verauschen im Schmerz. „Im Wirken für Andere“ lehrt er sie Ruhe finden. „Lerne nur recht erkennen, was Du vermagst, und Du wirst können, was Du willst“ (II, S. 200 f.), diesen Satz predigt er ihr; wir kennen den Satz schon aus Betty Paolis „Gedichten“. Bildung des Geistes und des Gemüthes führen nach dem Schmerze zwar nicht zum Glück, wohl aber zur Stille, Fassung und Veröhnung. Clodie lernt dies erkennen, arbeitet streng und gewissenhaft an ihrer inneren Bildung,

leistet Andern mehr, als sie von ihnen fordert, und gelangt so zum Frieden. Das „große Leiden“ ist ihr zum Heil geworden, ihr stolzes, hartes Herz mußte brechen, oder sich weit aufthun für die ganze Welt (S. 206), Gott hat sie streng erzogen, aber dadurch mit sich selbst verjöhnt.

Eine andere Form der Erlösung zeichnet die Dichterin in „Schuld und Sühnung“, einer corsischen Geschichte. Margarita Baretta, das Weib eines reichen alten Pächters, dem sie angetraut worden war von ihren verblendeten Eltern, liebt Girolamo. Sie soll sich zwischen dem Gatten und dem Geliebten entscheiden; insolge einer erlittenen Mißshandlung stimmt sie einem Mordplane Girolamos zu, wird aber dann von Gewissensqualen gepeinigt und bringt sich schließlich als „Opfer“ dar, indem sie den Gatten rettet.

In der Novelle „Leonore“, mit welcher der dritte Band anhebt, gibt Betty Paoli ein Gegenstück zu „Honorine“, aber das Ende ist nun ganz anders. Alfred, der Leonore geliebt hat, jedoch von ihr abgewiesen worden war, weil sie nur Achtung und Freundschaft, nicht Liebe für ihn empfand, lehrt sie, die von Edgar Verlassene, durch sein Beispiel, wieder ins Gleichgewicht zu kommen. „O, liebe Freundin!“ sagt er, „wer weiß besser als ich, daß jene Seligkeit, von der wir in der ersten Jugend träumen, auf Erden nicht zu finden ist? Aber es gibt ein inneres Glück, das Jeder erreichen kann, der nur den ehrlichen Willen dazu hat, und dessen Seelenfrieden nicht durch die quälende Sorge um materielle Bedürfnisse gestört wird.“ Er fand in seinem Schmerze andere Tröstungen als milden Himmel, Genüsse der Kunst oder des geselligen Lebens: „die Pflichten waren es, die ich zu erfüllen hatte, die Arbeiten, durch welche ich meinem Vaterland nützlich werden konnte.“ Nicht nach seinen persönlichen Gefühlen zu handeln, sondern zu wirken, jeder in seinem Kreise, im Heile Anderer seine eigene Befriedigung zu finden und seinen Schmerz zu opfern, das ist die einzige Rettung!

Betty Paoli predigt gegen den verweichlichenden Schmerz und gegen das falsche Mitleid gedankenloser Menschen, die sich vor dem wirklichen Elend verschließen und in ein Scheinellend hineinphantasieren; am schrecklichsten erscheint ihr aber jener Überdruß, der eine Frucht „der vom Zweifel überwältigten und niedergerungenen Begeisterung ist“ (III, S. 177); Betty Paoli hat ihn mit einer an allmodernste Richtungen erinnernden symbolistischen Kraft in der Studie „Ein einsamer Abend“ gezeichnet und in den „Bekannt-

nissen“ dem Schicksale der Gräfin Venna v. T. zugrunde gelegt. Dieser Überdruß preßt seine eisige Hand auf die Stirne der Strebenden, und mit einem „Warum? Wozu?“ geben sie sich, wenn sie schwach sind, verzweifelnd den Tod, oder, wenn sie stark sind, schlagen sie verzweiflungsvoll humoristisch ihren inneren, eigentlichen Menschen todt, um fortan als Schreib-, Lehr- oder Commandiermaschinen zu fungieren, bis ihr Herz kalt und dürr genug geworden ist, um die heiligste Wahrheit ihres Lebens als einfältige Träumerei zu belächeln (III, S. 184). Ein solcher Mensch mit „ergrauter Seele“ (III, S. 168) ist Gräfin Venna, ein schwaches und darum vom Leben gebrochenes Menschenkind die unglückliche Dichterin Elisa Mercoeur in dem Lebensbilde „Auf- und Untergang“.

Die Novellen Betty Paolis sind zum großen Theile Beichten mit epischen Verbindungen, psychologische Analysen, bei denen die Dichterin Vieles aus dem eigenen Herzen geschöpft hat, wie sich aus den zahlreichen Übereinstimmungen mit den Gedichten ergibt. Auch in den Novellen ist es hauptsächlich die Frau, ihr Lieben, Getäuschtwerden, Kämpfen, Zweifeln und Ringen, ihr Verhältnis zum Manne, zur Welt, ihre Schuld und Buße, was Betty Paoli immer wieder zum Studium, zur Betrachtung lockt. In ihren Erfindungen verräth die Dichterin für unseren heutigen Geschmack zu viel Romantik, sogar „die blaue Blume“, freilich mit der Nuance „dunkelblau“, erblüht ihr auf dem Lido von Venedig (II, S. 117), und im Stile klingt viel stärker als in ihrer Lyrik die Geistreichigkeit des jungen Deutschlands an. Nur in Einem Punkte beweist Betty Paoli eine merkwürdige Feinfühligkeit für das Kommende, sie streift wenigstens Themen, die erst viel später von den Erzählern modern gemacht werden. So die Poesie der Börseoperationen im größten Stile („Die Ehre des Hauses“), die etwa gleichzeitig mit viel weiterem Blicke „der große Unbekannte“ Charles Sealfield (Postl) behandelte, so die religiöse hysterische Schmärmerei („Ein Gelübde“), so den rein psychischen Liebesbund in den zartesten Schwingungen, für die man gegenwärtig den Namen „Fühlung“ braucht („Aus den Papieren eines deutschen Arztes“). Ganz ihr eigen, auch in ihrer Lyrik wiederholt behandelt, ist die Furcht des Mannes vor der weiblichen Leidenschaft, die am stärksten in dem Verhältnisse zwischen Leonore da Solis und Edgar Montressor („Leonore“) verwendet ist. Der Mann erscheint zu schwach für die Liebesglut des Weibes, und Betty Paoli behauptet (I, S. 184), „das Weib liebt immer nur den, der es beherrscht, und wo es nicht

bewundern kann, liebt es auch nicht“. Aber gerade „die heftigsten, glühendsten Leidenschaften“ werden (III, S. 149) „an sehr alltägliche Personen verichwendet, in deren ganzem Wesen sie nicht die geringste Rechtfertigung finden. Es ist, als ob in der Leidenschaft ein ungeheurer Stolz läge, als wolle sie ihre Macht dadurch beweisen, daß sie selbst dem Gewöhnlichsten einen Adelsbrief verleiht. Im Bewußtsein ihrer Gewalt verschmäht sie es, um Hohes zu werben, sondern greift aus der dunkeln Menge unten achtlos einen Gegenstand auf und hebt ihn zu einer schwindelnden Höhe empor, auf welcher seine Fehler und Unvollkommenheiten dem Auge nicht mehr sichtbar sind. Gott behüte aber jeden Menschen davor, der Gegenstand einer solchen Leidenschaft zu sein! . . . Wie unbehaglich muß Einem da oben zu Muth sein! Rührt man sich nur ein bißchen, so riskiert man das Gleichgewicht zu verlieren, fällt man wirklich, so ist man für alle Zeiten verloren; denn die Leidenschaft gleicht den Wilden, die ihre in Mißcredit gerathenen Götzen ohne Weiters ins Feuer werfen.“ Für die schwachen Seelen ist „Bequemlichkeit eine schöne Sache, und fortgesetztes Vergnügen angenehmer als rückweises Glück“, für die starken, leidenschaftlichen Menschen dagegen ist die Liebe das Meer mit seinem immerwährenden Wechsel, mit Brausen und Aufschäumen, und dann wieder mit plötzlicher Ruhe, die aber nur kurz dauert; alles oder nichts, einen höchsten Augenblick und dann den Tod wünschen diese Helden der Leidenschaft.

VI.

Für Betty Paoli verschiebt sich allmählich das Ziel ihres mächtig fühlenden Herzens, wie sie nach und nach heranreift. Schon in der „zweiten Auflage“ der „Gedichte“, die im Jahre 1845 bei Heckenast erschien, läßt sich dies durchfühlen, in ihrem „Romancero“, den sie im selben Jahre bei Georg Wigand (Leipzig 1845) publicierte und Bettina von Arnim widmete (gegenwärtig vereint im Verlage von Gustav Heckenasts Nachfolger, Rudolf Drodtschiff in Prefsburg), verräth es sich in der glühenden Freiheitsliebe, umso auffallender, weil sich diese in „Maria Bellico“ und „Ein Todtenopfer“ sogar gegen das eigene Vaterland der Dichterin wendet. In der Figur von Silvio Bellicos Schwester Maria treffen wir manchen Zug aus dem Antlitz unserer Poetin, so wenn Maria geschildert wird als unlösbar gefesselt an ihre Erinnerungen (man vgl. „Gedächtnisfeier“ in den „Gedichten“ S. 142 f.). Maria Bellico sagt von sich:

Ich hab' ein Herz, das kein Vergessen kennt,
In dem das Licht jedweder Liebeskunde,
Die heiße Flammenpein jedweder Wunde
Für alle Ewigkeit unsterblich brennt.
Wie konnte ich das Thun der Menschen fassen,
Die, sehn sie einen Wonnequell verstiegen,
Mit kärglichem Ersatze sich begnügen
Und für den Himmel sich entschäd'gen lassen.
Ob Schwäche, Kraft, aus solchem Handeln spricht,
Das gilt mir gleich — genug, ich fass' es nicht.¹⁾

Wo liegt nun aber ein Gegengewicht gegen diese Last des „Nichtvergeffen-Könnens“? Maria Fellico findet es im Kloster — und auch der Dichterin „ward einst gesagt“: „In stillen Klostermauern wirst du enden!“ (Nach dem Gewitter S. 140), — „Fiamma“ findet es in der Brautschaft Christi, Benno („Die Beichte des Mönchs“) sucht vergebens darnach, nur im Tode kann es sich zeigen, doch dann droht „des Höchsten“ Gericht²⁾; nur Vergoleise („Stabat Mater“) erreicht es wirklich in der Kunst, und hier heißt Erhebung: Ergebung (S. 40).

So gut dies Betty Paoli erkannt hat, es gelingt ihr selbst doch nur nach Irrfahrten und Rückfällen ans Ziel zu gelangen; ist der Geist auch willig, bleibt das Fleisch doch schwach. Zeugnis dafür geben die „Neuen Gedichte“, die im Jahre 1850 wieder G. Heckenast verlegte. Darin antwortet sie „Einem Todten“ (S. 14 ff.), der an ihren Gedichten „freundige Vollendung“ vermißt hatte:

Ich bin nichts weiter als ein Herz,
Das viel geliebt und viel gelitten.

Und meine ganze Poesie
Ist nur ein lautes Offenbaren
Von all den stillen Schmerzen, die
Des Weibes Seele kann erfahren

Das Amt, das mir der Herr beschied,
Wozu er Kraft verlieh der Schwachen,
Kein andres ist's als durch das Lied
Die Sehnsucht brünst'ger anzufachen.

¹⁾ Dieses Abbrechen ist eine Lieblingswendung Betty Paolis. Vgl. Gedichte S. 24, 64, 79, 110. Nach dem Gewitter S. 179. Neue Gedichte S. 90. Lyrisches und Episches S. 87. Neueste Gedichte S. 237.

²⁾ Das Gedicht ist „nach einer italienischen Sage“ verfaßt; Ernst von Wildenbruch hat in seinem vielbewunderten „Hegenlied“, zuerst in Wilhelm Arents „Modernen Dichter-Charakteren“ (1884), dann in den „Balladen“ erschienen, eine ganz ähnliche Sage vom Mönch Medardus in Hersfeld gestaltet.

Und wenn euch klar, was ihr vermißt,
Wenn euer Geist verhört, beklommen
Des Abgrunds Tiefe ganz ermißt,
Dann wird vielleicht der Tröster kommen!

Die traurigen Erfahrungen ihres zweiten Liebesfrühlings werden noch in einer Reihe von Gedichten (S. 17 bis 29) wiederholt, die Schmerzen nach der als nothwendig erkannten, vom Geliebten herbeigeführten Trennung sind noch frisch, die Todessehnsucht noch rege (S. 34 f.), „des Lebens Lösung“ heißt ihr noch „Allein!“ (S. 39, 36 f.). Trost verschmäht und weist sie zurück (S. 57 f., 72 ff.).

Die Dichterin hat das Glück, den Boden Italiens zu betreten! Entzückt und tiefbewegt schwimmt sie auf einer Gondel durch die Canäle Venedigs (S. 3 f., 125), wandelt sie mit sich erschließendem Auge an Rottmanns Seite Venedigs Kunstschätzen entlang; märchenhaft erscheint ihr dieses lebende Gedicht, sie weiß nicht, ob sie in der Wiege oder im Sarg geschaukelt wird, wenn sie in der Gondel sitzt. Sie kommt in die Stadt der Blumen, und hier entscheidet sich ihr Geschick noch einmal. Sie lernt einen „dunkeläugigen“ Italiener kennen (S. 93, 134), den sie „Ottavio“ nennt (S. 129, 154); er scheint in einem Palaste geboren zu sein (S. 102) und in einem Palaste zu wohnen (S. 154), seine Mutter ist viel zu vornehm (S. 108 f.), als daß die Dichterin von ihr Tochter genannt werden könnte. Trotz dieses Standesunterschiedes, wohl auch trotz tiefgehender Meinungsverschiedenheiten in Glaubenssachen (S. 174 ff.) und einer größeren Altersdifferenz flogen sich ihre Herzen zu, in heißem Umarmen ein kurzes Glück findend:

Des Südenhimmels gold'ne Sterne glühten
In heiterer Pracht,
Durchs off'ne Fenster wehte duft'ge Blüten
Die warme Nacht.

Des Brunelleschi stolzer Prachtbau ragte,
Ein Marmorwall,
In Bobolis tiefschatt'gem Haine klagte
Die Nachtigall.

Die Schönheit selber schien sich zu entschleiern,
Und nah und fern
Des Ißbilds Enthüllung, mitzufeiern,
So Blum' wie Stern.

Der Feier solcher Nacht sich zu vermählen
War würdig nur
Entflammer Geister, liebdurchströmter Seelen
Lautloser Schwur.

Noch einmal lobert die ganze Blut ihrer Leidenschaft flammemächtig in die Höhe, noch einmal wirft sie sich, die Welt, die Vergangenheit, sich selbst vergessend, dem Geliebten an die Brust, nachdem sie ihm ihren Wahn, ihre Verirrungen, ihre Schuld gebeichtet hat (S. 111 bis 116), noch einmal naht ihr das Liebesglück (S. 126):

Nimm allen Schmerz zusammen,
Der Seelen je erdrückt,
Und alle Gottesflammen,
Die Seelen je entzündt;
Was je an Freud' und Qualen
Der Welt ein Räthsel blieb,
Dann wird's zusammenhalten
Wie meine tiefe Lieb'.

Es ist aber alles nur ein kurzer, süßer, unvergesslicher Traum; sie reißt sich aus seinen Armen und flieht seine Nähe, denn sie fühlte das Ende, das der Geliebte noch nicht ahnte. Nun erscheint ihr die Natur verändert, „Am Lido“ (S. 155) ist's nun anders als früher:

Die weißen Wellenhäupter funkeln
Im Sonnenuntergang —
In meiner Seele auch will's dunkeln,
Mein Herz ist schwer und bang!
Es lönt und rauschet aus der Tiefe
Verlockender Gesang,
Als ob es mich herunterriefe —
Mein Herz ist schwer und bang!
Von düstern Sorgen, die es pressen,
Ist es so schwer und bang!
O nimmer werd' ich dich vergessen,
Da hier mir's nicht gelang!

Bedünkte sie die Liebe als „das schönste Sterben“ (S. 119), jetzt fühlt sie sich gebrochen (S. 139 f.):

Als mich des Kampfes Wetterfchein umsprühte,
Da war ich starr!
Gerechten Jornes Flammenhauch durchglühte
Mein innerst' Mark,
Entrüstung lieb mir ihre scharfen Wehre
Mich zu befrei'n;
Das Glück war hin, so sollte doch die Ehre
Gerettet sein.

Jetzt, da der Kampf vorbei und ausgerungen,
Getilgt die Schmach,
Jetzt fühl' ich, daß die Kraft, die es durchdrungen,
Das Herz mir brach.

Auffchreit in meiner Brust die Qual, die herbe,
Die vordem schwieg;
Den heißen Kampf bestand ich, ach! und sterbe
An meinem Sieg!

„Todesfreudig“ (3. B. S. 117, 198) ist nun ein Lieblingswort. Sie erwartet zwar, der Geliebte werde wiederkehren, aber „Zu spät“ (S. 131):

Von Ahnungsweh beklommen,
Starr' ich ins Abendroth;
Du wirst einst wiederkommen,
Dann aber bin ich todt.

An eig'ner Wunde Brennen
Wirst meine bitt're Noth
Du schmerzvoll einst erkennen,
Dann aber bin ich todt.

Du wirst mit dunkeln Wangen
Nach dem, was ich dir bot,
Einst sehnsuchtwild verlangen,
Dann aber bin ich todt!

Nun aber beginnt sich das Aschenbrödel (S. 216 ff.) zu fühlen, das einsam sitzt und weint:

Doch was ist dies? das Fenster klingt,
Durch ihre Kammer rauschen Töne
Voll Himmelsluft, voll sel'gem Weh,
Und vor ihr steht in Zauberschöne
Die Poesie, die gute Fee!

In allem ihrem Schmerz weiß sie, die Fee wird wiederkommen, und harret darum „ihrer Weihenacht“ entgegen. Und die Poesie entfaltet ihre Schätze vor der Dichterin; der größte Schatz ist der Schmerz (S. 150 f.):

Es winkt der Mond aus blauen Fernen
Hernieder seinen Geistergruß,
Die Erde schickt den Himmelssternen
In duft'gen Seufzern Kuß auf Kuß.

In solcher Nacht war's, wo die Fülle
Mir von den jungen Augen fiel,
Wo ich der Liebeswonnen Fülle
Zuerst geträumt als Lebensziel,
Wo ein gestaltlos heißes Ahnen,
Tief mit geheimnisreichem Mahnen
Die Seele mir zuerst durchfacht
In solcher Nacht.

In solcher Nacht war's, wo ich, trunken,
Zuerst an deiner Brust geglüht,
Wo deine Schwüre Gottesfunken
Ins tiefste Wesen mir gesprüht,
Wo, um im Herzen mir zu liegen,
Vom ew'gen Thron herabgestiegen
Der Seligleiten reichste Macht
In solcher Nacht.

In solcher Nacht ist's nun, daß, trübe
Mein Geist der Schätze all gedenkt,
Des Glück's, des Hoffens und der Liebe,
Die längst ins Meer der Zeit versenkt.
Was ich geahnt, was ich empfunden,
Was ich besah, es ist verschwunden
Bis auf den Schmerz, der einsam wacht
In solcher Nacht.

„Aller Kampf und Schmerz“ erscheint ihr „ein Durchbruch nur zum Lichte“ (S. 159); als Morgenröthe des neuen Lebensstages wird ihr die Lehre (S. 160):

Durch Thaten lerne zu der Gottheit beten —
Im Wirken liegt der Balsam jeder Wunde.

Für andre sorgen (S. 197), ihnen etwas sein, mit der Poesie ihnen Trost spenden, oder doch ihren Schmerz verstehen, das ist der Weg zum eigenen Gefunden (S. 224 f.). Erkennen aber heißt „sich Befreien“ (S. 173); nur im Kampfe ringt man sich zu Gott empor (S. 179), nur eigene Erfahrung fördert (S. 172). „Der Sinne trüben Wust“ (S. 173), „die Selbstsucht“ (S. 85) überwinden, macht frei, den Frieden erringt man nur, wenn man sich seiner selbst begibt.

Wenn du, statt zu fordern, gibst,
Wenn du, selig selbstvergessen,
An der Glat, womit du liebst,
Deine Sonne weißt zu messen,
Wenn das Herz in deiner Brust
Segensstrahlen rings entsendet,
Seines Reichthums sich bewußt,
Durch die Gaben, die es spendet.

An Stelle des Egoismus muß der Altruismus treten, das Einzelindividuum darf nicht an sich denken, sondern immer nur an die Gesamtheit. Das hat Betty Paoli als „Wunsch“ ausgesprochen (S. 49 f.):

Nimmer werde mir ein Glück gegeben,
Das nicht Alle, Alle, die da leben,

Überströmt mit gleichem, tiefem Heil!
Tragen will ich, dulden und vermessen
Lieber, als um einen Segen wissen,
Der nicht aller Kreatur zu Theil!

Keinen Vorzug will ich vor den Andern,
Nicht auf weichen Blumenpfaden wandern,
Während ihre Bahn durch Wüsten geht,
Und nicht treten in die Himmelshalle
Wenn die helle Pforte nicht für Alle
Aufgethan und weit erschlossen steht.

Denn ein Vorzug, mir allein gegeben,
Müßte mich als bittere Schmach durchheben,
Und ich litte, in der Freude Schoß!
Du, für die im Innersten ich brenne,
Meine Menschheit! keine Gnade trenne
Von dem deinen deines Kindes Loß!

Die Künstlerin, die an Giotto das Ringen mit dem Stoffe, den Willen, die Kraft bewunderte, wenn auch das irdische Werkzeug fehlte (S. 241 f.), die als „des „Künstlers Sendung“ erkannte (S. 67 f.)

Licht zu lösen-

In alle Geister, mild zu sein den Armen,
Und milder noch den Unheilvollen, Bösen.
An seiner Blut soll ja ihr Frost erwärmen!

sie rät (S. 259 f.) jedem, der „aller Güter höchstes“, den Frieden erstrebt, Glück und Leid, Welt, Natur und Leben mit jener Kraft zu bewältigen:

Die in des Bildners weisen Händen
Aus rohem Marmor Götter schafft!

O schwinge die gefeite Wehre,
Die huldboll dir ein Gott geschenkt,
Daß rein zum Kunstwerk sich verkläre;
Was in dir athmet, fühlt und denkt!

Und strahlt das Werk voll Gräß' und Milde
In der Vollendung heitrem Licht,
Was thut es, wenn vor seinem Bilbe,
Der Künstler todt zusammenbricht?! —

Die zwei Engel aber, „die Gott zu unserm Trost bestellt“, sind (S. 231 f.):

An der Natur die heil'ge Freude,
Die Liebe zu der Kinderwelt.

Zu dieser Höhe der Entwicklung hat sich die Dichterin durchgearbeitet, die „Neuen Gedichte“ zeigen sie auf dem letzten Irrwege,

von nun an hat sie die rechte Bahn gefunden. „Zur Erklärung“ (S. 265 f.), sagt sie:

Du schilft, daß ich mein Leben verträumt,
Statt froh es zu genießen?
Daß ich die Blumen zu pflücken versäumt,
Die rings am Wege sprechen?
So sprechend blüfst du dich klug, wie klug!
Daß Bess'eres du erkoren,
Indes an Bahn und Täuschung und Trug
Ich Jahr um Jahr verloren.

Glaub' mir! es hielt mich des Traumes Macht
So ehern nicht umschlungen,
Daß ich nicht manchmal plötzlich erwacht
Aus seinen Dämmerungen.
Doch sieh! da schien mir all euer Glück
Nur Glimmern flücht'gen Schaumes,
Und, Schöneres suchend, floh ich zurück
Ins goldne Reich des Traumes!

Auch in ihrer Kunst ist sie nun der höchsten Ausbildung nahe, vielleicht das makellofeste Gedicht, das ihr gelang, ist „Eines Morgens“ (S. 243 f.) es darf trotz seiner Länge diesem Bilde der Dichterin nicht fehlen.

Ans Fenster rückt' ich meinen Tisch
Und wollte weise Dinge schreiben,
Doch, eh' ich's dachte, sah ich frisch
Mein Blatt im Morgenwinde treiben.

Was liegt an einem Blatt Papier?
Reicht ist's ein zweites zu bereiten!
Nun aber ließ die Sonne mir
Streiflichter blendend drüber gleiten.

Wie flogen sie so lustig hell,
Die Pfeile von dem goldnen Bogen!
Gleich einem Schilde ließ ich schnell
Den grünen Vorhang niederwogen.

Jetzt, meint' ich, jetzt wird Ruhe sein!
Des Fleißes ernste Zeit beginne!
So dacht' ich, still vergnügt, allein
Bald ward ich meines Irrthums inne.

Denn schmeichelnd und verlockend drang
Durch Blättergrün und grünen Schleier
Der Vögel Lied wie Festgesang,
Wie eine freud'ge Liebesfeier.

Was half es mir, daß ich mein Ohr
Vom Lauschen suchte zu entwöhnen?
Im Geiste hörte ich den Chor
Der süßen Stimmen doch ertönen.

Vergeblich sorgt' ich, daß sich nicht
Der Sonne Schimmer zu mir stehle;
Daß ich von mir gebannt, das Licht,
Ich schaut' es doch in meiner Seele.

Da warf ich meine Feder hin!
Nicht länger konnt' ich widerstreben,
Gefangen war mir Herz und Sinn —
Ich mußte mich dem Lenz ergeben.

Aus meinem Hause trieb mich's fort
Auf waldgekrönte Bergeshöhen,
Wo, wie ein mildes Segenswort,
Die ahnungsvollen Lüfte wehen.

Den heil'gen Stimmen horchend, saß
Ich dort bis spät zum Abendlichte,
Und meine trank'ne Seele las
In Gottes ewigem Gedichte!

VII.

Die Dichterin konnte natürlich gerade bei ihrer Eigenart jenen Ereignissen nicht theilnahmslos gegenüberstehen, die sich kurz vor dem Erscheinen der „Neuen Gedichte“ in ihrer Vaterstadt Wien abspielten. Die Märztage vom Jahre 1848 schienen ja den Frühling für die Erde zu bringen, die Sonne strahlte damals glänzend vom Firmamente, gläubig ahnte die Dichterin (S. 44), daß der Himmel gut es mit der Erde meine. Doch war sie viel zu helläugig, als daß sie sich hätte blenden und verwirren lassen; sie theilte weder die Angst der Einen noch den Jubel der Anderen, sondern meinte (S. 42 f.):

Hier frommt nicht Furcht und nicht vermess'nes Wagen!
Soll der Zerstörung Werk uns Segen bringen,
So muß der Geist nach neuen Formen ringen
Und schöner auferbaun, was er zerschlagen.

Zu solchem Werk bedarf es ernster Stille,
Lastloser Arbeit, trogend den Beschwerden,
Des Brudersinnes tiefster Liebesfülle!

Hofft nicht, euch könne sonst der Friede werden,
Die einzig Jener harrt, die edler Wille
Zu Gliedern einer Kirche macht auf Erden!

Wenn die „Neuen Gedichte“ nur ganz flüchtig Stellung zur Revolution nehmen, so trug daran die Censur schuld, wenigstens klagt Betty Paoli in der 1850 erschienenen zweiten Auflage ihrer Sammlung „Nach dem Gewitter“ (S. 264 ff.) humoristisch ärgerlich über „Censor und Seher“, von denen freilich der zweite noch ärger waltete, als der erste. In dieser neuen Auflage stehen mehrere Gedichte, die zeigen, wie Betty Paoli über den Freiheitstraum dachte (S. 225 bis 237, 245). Sie war so sehr gewöhnt, der Sache auf den Grund zu dringen, daß sie sich von den Phrasen abgestoßen fühlte, sie war zu sehr erfüllt von ihrem Ideal, als daß sie an der Negation hätte Genüge finden können. Darum ruft sie den „Tagespropheten“ zu (S. 226), man müsse das Ideal des Menschen kennen, wenn man helfen wolle:

Dies Ideal, es ist ja nur
Ein unabwieslich Sichergeben
Aus seiner innersten Natur
Und drum Magnet für all sein Streben
Was er vermag, und thut und will,
Im Tagesdrang, im nächt'gen Traume
Ist Ausfluß jener Kraft, die still
Im Menschen wirkt, wie im Baume!

Darum verlangt sie: „Sprengt erst das eig'ne Fesselband der Leidenschaften, niederer Schwächen, dann mögt Ihr Andrer Ketten brechen!“ Die Liebe, nicht der Haß sollte sie treiben.

Propheten, wißt! Was je und je
Dem Menschen Herrliches gelungen,
Es ist der Sehnsucht und dem Weh,
Demüth'gem Herzen ist's entsprungen!
Propheten? Ja, zum eignen Spott!
Von Eurem Wahne zu genesen:
„Kein Überwältiger als Gott!“
O wollet im Koran es lesen!

Aber wenn Betty Paoli an den Tagespropheten und ihrer Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit zweifelt, wenn ihr die damalige Gegenwart nicht behagt, ist sie deswegen noch keine Reactionärin, im Gegentheile, nicht die neue, sondern die alte Zeit trifft die Schuld (S. 233).

Wenn im Gebirg, auf fernen Alpenböden,
Wo nichts vernehmbar als der Windsbraut Grollen,
Sich Thürmen rings des Eises blaue Schollen,
Schneewolken ihren Inhalt niederwehen;

Da ist es, ach, wie leicht! voranzusehen,
Es werde von des Frühlings Luft durchquollen,
Einst die Lawine donnernd niederrollen
Und Schreckenspfade der Zerstörung gehen.

Mit vollem Rechte magst du vor ihr zittern,
Verwüsten wird sie blüh'nde Wiesenhänge,
Die Eichen wie die junge Saat zersplittern.

Des Friedens Haus wird sie in Trümmer schlagen,
Doch ist darum der Winter nur, der strenge,
Und nicht der Hauch des Frühlings anzuklagen.

Durchdrungen von der Überzeugung, daß nichts „den Geist in seinem ew'gen Walten“ hemmen könne, begrüßt sie den Tag der Sühnung „mit festem Muth“, wenn er auch Qualen bringt. Das stimmt so völlig mit ihren innersten Überzeugungen, wie der Grillparzers Gedicht erwähnende, begeisterte Zuruf „An Radežky“ mit ihrer glühenden Vaterlandsliebe, die sie doch nur selten zu Wort kommen läßt. Aber in bedeutamen Augenblicken hat sie nicht geschwiegen; als eine frevle Mörderhand am 18. Februar 1853 das Leben unseres geliebten Monarchen bedrohte, da hat auch sie sich in den Chor der Dichter gemischt, um in würdigen schönen Worten dem Gedanken Ausdruck zu leihen, daß erst der drohende Verlust das unbewußte Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Kaiser und Volk klar enthüllt habe („Lyrisches und Episches“ S. 23 ff.).

VIII.

Die neuen Verhältnisse nach dem österreichischen Entscheidungsjahre 1848 waren litterarischen Interessen viel weniger günstig, als die früheren, es zeugt für die Popularität Betty Paolis, daß im Jahre 1850 neben den „Neuen Gedichten“ die „um die Hälfte vermehrte“ zweite Auflage der Sammlung „Nach dem Gewitter“ erscheinen konnte und im Jahre 1855 ein neues Bändchen „Lyrisches und Episches“ ausgegeben werden durfte, dem ein Jahr später die vermehrte Auflage der „Neuen Gedichte“ folgte; dann freilich tritt eine fast fünfundzwanzigjährige Pause ein. Das war kein Zufall.

Betty Paoli erreicht in der Sammlung „Lyrisches und Episches“ den Höhepunkt ihrer Entwicklung; die geläuterte Weltansicht, zu der sie allmählich vordrang, hat hier schon ihren entsprechenden Ausdruck gefunden. Mit der Klarheit der „stillen Tage“ (S. 26 f.) hat die Dichterin selbst ihren Zustand verglichen.

Eine milde Stimme ruft
Uns zur Herbstesfeier.
Über Berg und Strom und Aflust
Ruht ein gold'ner Schleier;
Durch den Äther blau und klar
Kreisend hin und wieder
Singt der Wandervögel Schar
Frohe Abschiedslieder.

Herbstnatur! dir tief verwandt
Ist mein innres Leben,
Dem für Glut, die ihm entschwand,
Klarheit ward gegeben,
Das für wilde Leidenschaft,
Die es einst durchrauschte,
Heitre Fülle, ruh'ge Kraft
Stille Wärme tauschte!

Über dem, was mir zuvor
Schmerz schien und Verhöhnung,
Liegt nunmehr der goldne Flor
Innerster Veröhnung!
Und die Lieder meiner Brust
Streben nach den Zonen,
Wo in ungetrübter Luft
Gew'ge Lenze wohnen!

Sie kämpft nicht mehr, wie in der Jugend, da feurig rasch die Pulse schlugen, sie verzichtet aber auch nicht, wie später, auf Kampf und Sorge, nun verlangt sie und kämpft sie nicht mehr für sich, sondern für Andere, der Anderen Schicksal „bleicht und röthet“ ihre Wange, so macht sie Liebe mit sanftem Zwange den Sorgen und den Kämpfen wieder pflichtig (S. 45 bis 48). Wenn sie ein junges Mädchen sieht, dann ist es der Dichterin, „als ob aus dunkler Meeresflut noch einmal ihre eigene Jugend tauchte“ (S. 30 f).

Da senkt, umflort, zu Boden sich mein Blick
Und Ahnung will mich wehmuthvoll durchschauern,
Ich sei bestimmt, entschwindner Jugend Glück
In dir ein zweites Mal noch zu betrauern.

Ihre Sorge richtet sich jedoch nicht bloß auf Einzelne, die Armen und Unterdrückten schließt sie in ihr Herz, ihnen, die nur schrein: „Gib uns unser täglich Brot!“ den Müden, Abgequälten möchte sie die Ahnung der Bitte erschließen können: „Herr! laß dein Reich zu uns gelangen, das Reich der Wahrheit und des Lichts!“ (S. 49 ff.) Das „Liebeswerk“ der Volksbildung möchte sie mit ihren Mitteln

fördern (S. 10 ff.), den Weg zu Recht und Wahrheit zeigen! Sie hat gelernt, daß es nicht geht, den Schmerzen, dem Weh auszuweichen, daß man aber lernen könne, sie zu ertragen (S. 36 ff.). Für diesen Gemüthszustand findet Betty Paoli stets neue Bilder, die sie nun gerne in epischer Einkleidung, aber durchaus als Scherzählung bringt (S. 4, 16, 59, 83). Der Widerspruch im Inneren, jetzt wird er von ihr nicht mehr als Fluch empfunden, jetzt geht ihr Rath in dem Tone (S. 69):

Lern' in gut- und böser Zeit
Dich ertragen eben,
Und beden' im schwersten Streit:
Widerspruch ist Leben!

„Persönlichkeit“ verlangt Geltung (S. 72), aber freilich auch sie verweht flüchtiger als Rauch, wie die Ruine zeigt, aus der alles Leben früherer Zeit verschwunden und nur der Rauch des Herdes an den geschwärzten Steinen übrig geblieben ist (S. 4 ff.). Je klarer dies die Dichterin erkannt hat, desto höher schätzt sie jeden Strahl von oben, desto fester hält sie an allem, was hienieden an das Jenseits gemahnt (S. 64).

Auch in den Liebesliedern, die fünfundzwanzig an Zahl zu einem besonderen Buche zusammengestellt sind, wird das Erhebende der Liebe ausgesprochen; die Liebe gibt die Ahnung eines ewigen Frühlings (S. 90), führt in eine Welt, „die den Himmel mit der Erde einet“ (S. 92), sie bringt die Läuterung (S. 98). In dem Liebesgefühl, das sie überkommen hat, erblickt sie ein lebend Zeugnis für Gottes Gnade (S. 100). Sie klagt (S. 104):

Der Strahl, der süß aus deinem Auge	Der Athem, der die Brust dir hebet,
Voll himmlischer Verheißung bricht,	Wenn Lippe glüh an Lippe brennt,
Er ist's, aus dem ich Helle sauge, —	Er ist der Hauch, der mich belebet, —
Warum entziehst du mir sein Licht?	Was hältst du mich von ihm getrennt?

„Himmlische Gewalt“ fühlt sie in seiner Nähe (S. 110) und zittert vor dem Verluste, den sie für gewiß ansieht, weil der Mensch das Glück mit Schmerz und Qualen sühnt (S. 111), aber die Hoffnung feimt in ihr (S. 113):

Es läßt der Herr der Welten
Vielleicht die Qual in meiner Brust,
Die ew'ge Angst vor dem Verlust,
Statt des Verlustes gelten!

Der Geliebte kann nur von Gott gesandt sein, sie rascher ans Ziel zu bringen (S. 115), ihrem Abend „versöhnungsreiches Licht“ zu schenken

(S. 129). Auch in diesen Liebesliedern braust nicht der Frühlingssturm eines jungen, schäumenden Herzens, sondern die stille, gesättigte Klarheit einer vielgeprüften Seele (S. 141 f.):

Vom Hauch der Nacht umweht,
Von ihrem Duft umwoben,
Hab' still ich im Gebet
Mein Herz zu Gott erhoben!

Ich habe mein Geschick
Gelegt in seine Hände,
Ihm dargebracht mein Glück
Als reine Opferpendel!

Und nur gesteht, daß dir,
Für den so tief ich glähe,
Des Lebens beste Bier
Im reichen Flor erblähe;

Dast, was des Schicksals Groll
Dir hat bestimmt an Schmerzen,
Sich früher brechen soll
An meinem eignen Herzen! —

Nun fühl' ich stark und frei
Mich tief im Seelengrunde;
Mich dünkt, vorüber sei
Des Lebens schwerste Stunde!

Ihre Liebe hat das Kleid der Sinnenwelt abgestreift und sich zu einer reinen Seelenhaftigkeit emporgeschwungen; damit ist eine Stufe der Selbstlosigkeit erklommen, die sonst nur der Mutterliebe eigen zu sein pflegt, denn „die heil'ge Mutterliebe ist die einz'ge Flamme, die an der Gottheit reinem Licht entbrennt!“ (S. 230.) Wenn also die Dichterin so fühlt, dann liebt sie nicht, wie das Weib den Mann, sondern wie die Mutter das Kind, und zeigt, daß sie alternd die Leidenschaft, den Egoismus verbannt und die reinste Form der Liebe sich zu eigen gemacht hat. In der Engellgeschichte „Ada“ werden die Schicksale eines Engels geschildert, der in Gestalt eines lieblichen Mädchens seine Engelhaftigkeit nicht vergißt und nun durch das Irdische tief verletzt wird, nur in der Mutterliebe die Göttlichkeit sieht. In „Mac Dugalb“ geht die Mutterliebe so weit, daß sie sogar den Tod des Sohnes herbeiführt, um ihn nicht bei den Feinden des Vaterlandes zu wissen. Indem Betty Paoli das Problem der Mutterliebe zu erfassen sucht, verräth sie sich als eine gereifte Frau, die ihre Jugend hat schwinden sehen. Reif sein, ist alles!

IX.

Wir sehen, wie sich Betty Paoli allmählich zu einer solchen Reife durchkämpfte; von nun an konnte sie sich nicht weiter entwickeln, sie konnte höchstens ihr Wesen noch klarer aussprechen, die einzelnen Züge noch deutlicher ausprägen, Neues zu erwerben, war ihr nicht mehr beschieden. Fast ein Vierteljahrhundert verstrich, ohne daß die Dichterin wieder mit einer Sammlung hervortrat, und als dies im Jahre 1870 mit den „Neuesten Gedichten“ (Wien, Carl Gerolds Sohn) endlich geschah, da hatte die Zeit wohl Furchen in ihr Antlitz gegraben, manches schärfer hervortreten lassen, im ganzen aber war sie unverändert geblieben. Je älter sie wurde, desto mehr lernte sie erkennen, daß der Mensch „zu jeder Frist auf Schreibewegen“ wallt; der nahe Abschied umkleidet jeden Ort mit Reiz, darum scheut sie den kurzen Schmerz nicht mehr kindlich und freut sich des Guten doppelt; schon hier fand sie den Frieden, ehe der Tod ihr noch den seinen beschieden hat (§ 4 f.). Dem Ideal hat sie ihr Herz gegeben (§. 33), sie „dient“ in jenem Sinne, den ihre Verse (§. 45) bezeichnen,

. . . Werth hat einzig nur die Kraft,
Die nieder Selbstsucht sich entraft,
Um bess're Preise nachzujagen!
Die unberrückt das Ziel sich stellt,
Zu fremdem Wohl, zum Heil der Welt
Ihr Theil in Treuen beizutragen

Das Unglück, das grimmb und kalt in tausendältiger Gestalt auf allen Wegen lauert, zu bekämpfen, jeder mit den Mitteln, die ihm zutheil wurden, mit Wissen, Kunst, Schätzen oder Liebe, das ist die Pflicht jedes Einzelnen. Ist dieser moderne Minotaurus, das Glend (§. 6), mit harter Arbeit befehdet, dann stellt sich der Friede ein (§ 11 ff.). So wird alles für die Dichterin Anlaß „in der Gedanken Abgrund niederzustarren“ (§. 14). Beschauliche Weisheit sprechen nicht nur die „Indischen Sprüche“ (§. 15 ff.) in der edelsten Form aus, viele eigene Gedichte Betty Paoli's athmen denselben Geist. Die Dichterin hat sich ganz zur Klarheit durchgerungen, sie hat einen so hohen Standpunkt gewonnen, daß sie ohne Haß und Groll, höchstens mit Ekel (§. 24), auf das schlechte Menschentreiben, aber mild auf das Vertorrene herabblückt. Sie hat die Harmonie gefunden, deshalb ist sie so still und weise. „Sich stets getreu zu bleiben,“ hat sie gelernt (§. 27), weil weder Schmerz noch Lust sie unvorbereitet finden. Sie lebt in dem Heute und läßt dem Tage sein gutes Recht (§. 26), sie

nimmt sich zusammen (S. 28) und hat den bösen Zeiten zum Troß (S. 30) ihren alten Idealismus bewahrt. Freilich fühlt sie den Abstand zwischen ihrer Jugend und ihrem Alter schmerzlich (S. 35 ff.) und kann wohl traurig im Rückblick auf ihre Kämpfe wünschen, die Atome, aus denen sie besteht, mögen sich nie wieder zu einem Menschengebilde zusammensfügen, wenn sie einmal auseinander gefallen sind (S. 39). Aber ihre Liebeskraft ist so groß, ihr Bedürfnis, die Menschheit zu fördern, so rege, daß jener pessimistische Ausdruck nur mehr plötzlichem Ärger zu entstammen scheint. Als das furchtbarste Geschick sieht sie den Fluch des Egoismus, als schrecklichste Qual jene Lucifers an, „der Unglückselige! er kann nicht lieben!“ (S. 49). „Das stille Heldenthum des Mitleids,“ das sie an anderen bewundert (S. 65), sie hat es auch zu üben gelernt; die reinste Güte ward auch in ihr Gemüth gesenkt (S. 66). Ihre Überzeugung spricht die Strophe (S. 88 f.) aus:

Und nimmer wird's der Welt an Helden fehlen,
Triumpheslieder singend in der Dual,
So lange du lebendig in den Seelen,
Hochheil'ger Glaube an das Ideal!
In alle Lüfte laß dein Banner wallen,
Dem nie ein irdisches an Reinheit gleich!
Die für dich kämpfen, leiden, siegend fallen,
Die Todgeweihten grüßen dich!

Dem Dienste der Menschheit ergeben (S. 45 ff.), wirkt sie mit ihrer Dichtung, die Schmerzgebeugten und grambeladenen Seelen „hoch über allen Schicksalshaß“ emporzutragen und sie „in der Schönheit Meer sich baden“ zu lassen (S. 46). Dies ist das Ewige, das Wahre der Poesie, ihr eigen, ob sie antik oder modern ist (S. 29). Poesie ist ihr „der tiefste Kern von allem Leben“ (S. 3). Darum gilt ihr ganzes Mitleid dem Geschlechte, „an dem verloren sind des Dichters Spenden“ (S. 100),

Das, um sich nicht'gem Tande zuzuwenden,
Die heil'ge Quelle, die ihm Labung brächte,
Thöricht verschüttet mit den eignen Händen!

Deshalb wird die im Urtheil über Thun und Lassen Andern so Milde, wenn es die Kunst gilt, streng gerecht, ja sieht sie das Gemeine an die Kunst sich wagen, dann erfüllt sie heiliger Zorn (S. 101), und sie möchte diese Schächer aus dem Tempel verjagen.

Arbeit hat ihr die besten Lebensstunden verschafft; den reichsten Gewinn fand sie im Trostspenden; ihr ganzes Sinnen und Streben

ist, „in diesem Schacht wahrhaft'gen Glückes zu schürfen, von diesem reinsten Freudenquell zu schlürfen“. Und sie weiß, daß ihr vor keiner Zukunft zu bangen braucht (S. 96),

Denn Arbeit wird's auf Erden immer geben,
Und immer Herzen, welche Trost bedürfen!

Auch sie ist von jenem „Talisman“ geleitet, den sie in einer schönen Romanze gepriesen hat, von der „Zuversicht“ (S. 149). Denn fest glaubt sie an den Sieg der „Wahrheit“, welches Wort sie immer mehr mit dem Tone gläubigen Vertrauens ausspricht. Das hat sie auch in den zwei Strophen ihrer „Grabschrift“ (S. 54) hervorgehoben:

Die hier im dunkeln Grabeschoße ruht,
Nach langen Kampfes Mühsal und Beschwerde,
Wie jedes and're arme Kind' der Erde
War sie ein Doppellaut von Schlimm und Gut.

Nichts unterschied sie von der großen Schar,
Behaglich athmend in der Lüge Brodem,
Als daß die Wahrheit ihrer Seele Odem,
Und daß getreu bis in den Tod sie war.

Wenn sie in ihrer Jugend so oft der Verzweiflung nahe war, jetzt im Alter schaut sie mit Zutrauen in die Zukunft, und wenn ja des Tagwerkes dumpfes Einerlei sie erdrücken will, dann genügt ein Blick ins Angesicht der geliebten kleinen „Helene“ (Sabbillon, jetzt Frau Dr. Bettelheim), und sie ist „wieder stark und frei!“ (S. 56.) Im Kinde, das mit schüchternem Munde das Wort des Mitleids spricht, findet sie Trost und Kraft, findet sie Glauben an die Menschheit, an die Unverwundlichkeit der Liebe (S. 240 f.). Nicht mehr die Liebe, die begehrt, nicht die Leidenschaft, nur die Liebe, die gibt, verzeiht, tröstet und erzieht, die Freundschaft (S. 81, 82 f., 85 f.), schwebt ihr jetzt als Höchstes vor. Nun ist sie duldsam (S. 97), denn was bedeutet der „arme, kleine Punkt“, das Ich, gegenüber dieser reichen Welt (S. 48)! Sie glaubt an den ewigen Fortschritt, „in rastloser Entwicklung“, lächelt jedoch über das Versprechen der „Zukunftschwärmer“ (S. 99), die Qual und Noth werde schwinden, wenn „jeder einst dem andern gleich geachtet wird“; sie weiß,

Der Schmerz, er flieht darum noch nicht von dannen,
Es wäre denn, ihr könntet aus der Welt
Der Leidenschaft Dämonen auch verbannen.

Sie zweifelt nicht mehr, wie früher, an „unserer Zeit“ (S. 110), denn ihr Auge blickt auf das Positive lieber als auf das Negative, auf die Vorzüge viel eher als auf die Mängel. Im Walten der Natur hat

sie „der Nothwendigkeit Geseß“ erkannt (S. 111) und verlangt deshalb auch von jedem Einzelnen, daß er seiner Natur getreu bleibe (S. 105), daß er an seiner „Pflicht“ festhalte (S. 104). Sein Schicksal zu wenden, vermag keiner (S. 108).

Ihre früheren Sammlungen hatte die Frage durchzogen: „Wozu?“ In den „Gedichten“ (S. 191) hatte sie gelaftet: „Wofür, wofür seid ihr gestorben, wenn alles schlecht blieb, wie zuvor?“ Jetzt weiß sie „Bescheid“ (S. 103):

„Was einst so heiß, so stürmisch mich durchbebt,
Die Wonnen, die mich himmelan getragen,
Das Weh, das glüh'nde Wunden mir geschlagen,
Wie ferne sind sie meinem Geist entschwebt!

Und waren's Träume nur, die mich umwebt,
Dann hab' ich wohl ein bitt'res Recht zu fragen:
Wenn mir von meines Lebens Lust und Klagen
Nichts bleiben soll, wozu hab' ich gelebt?!“ —

Das fragst du noch? So wisse denn! das Walten
Von Glück und Leid hat nur den Zweck, den einen,
Des Menschen tiefste Kräfte zu entfalten.

Mag dir auch der entschwund'nen Tage Saat
Verloren, ohn' Ertrag und Ernte scheinen:
Du selbst bist deines Lebens Resultat!

In den epischen Gedichten der früheren Zeit hatte sie mehr das Blutige, das Mißverhältnis, Täuschung und Schmerz behandelt, in den epischen Gedichten dieser Sammlung feiert sie mehr das Ver-söhnende, die Kraft, das opferfähige Heldenthum. Und wenn der Tod erscheint, so ist er ein Retter, der vor bitterer Enttäuschung schützt („Kleopatra“), oder ein Tröster, der höchsten Wunsches Erfüllung zu gewähren scheint („Ein Bann“), oder ein Bote, der den Vollendeten ins Thor der Seligkeit einlädt („Der Talisman“, „Rabbi Löw“), dem Schuldig-Unschuldigen mit zarter Hand des Kummers Falten glättet („Herr Adebarr“). Die epischen Gedichte zeigen jene gefestigte Kunst, die sich Betty Paoli errungen hatte. Mit scharfen Strichen zeichnet sie Personen und Landschaft, am feinsinnigsten in der Ballade „Ein Brautpaar“; hier enthüllt sich uns ein Lebensbild voll so tiefer Lebenskraft, daß es zum Schönsten gehört, was die Dichterin schuf.

X.

Von jeher hatten Todesgedanken in Betty Paolis Herzen geherrscht, immer glaubte sie, ihr Ende sei nahe; „still lächelnd“ nahm

sie den Vorwurf hin, sie werde Helene verzeihn mit ihrer Liebe (S. 61):

Sätt' ich so Schlimmes auch im Sinn,
Nicht Zeit wär' mir dazu gegeben.
Dein Morgen- ist mein Abendroth, —
Oh' bu verzogen, bin ich todt.

Aber sie erlebte nicht nur Helenens Erziehung, sie konnte sich auch noch an Helenens Kinderchen erfreuen, denn noch fast ein Vierteljahrhundert nach dem Erscheinen der „Neuesten Gedichte“ hat Betty Paoli an sich vorüberschwinden sehen. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli 1894 verschied sie zu Baden bei Wien, nahezu achtzigjährig (geboren am 30. December 1814 zu Wien). In den letzten Jahren hatte sie mit Hilfe Ferdinands von Saar eine Sammlung „Letzte Gedichte“ vorbereitet, die bisher noch nicht erschienen ist. Dafür besorgte Freundeshand im Jahre 1895 eine Sammlung „Gedichte. Auswahl und Nachlaß“ (Stuttgart, F. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger). Zwei Lebensfreundinnen der Dichterin, Marie von Ebner-Eschenbach und Ida von Fleisch-Margow, gaben aus den früheren Sammlungen eine Auswahl, die eine sehr strenge Auslese wurde; nur das Vollendetste fand Gnade vor den Augen ihrer strengsten Kritikerinnen, die schon bei der Lebenden dieses Amt innehatten, wovon der künstlerisch und persönlich gleich bedeutsame Nachruf von Marie von Ebner-Eschenbach — er ist der letzten Sammlung vorgedruckt — Kunde gibt, ergreifend und doch voll Grazie.

In dieser „Auswahl“ fanden hauptsächlich jene Gedichte Platz, die als Resultate von Betty Paolis Entwicklung angesehen werden können; wenn man sich an sie allein hielte, dann würde das Bild der Dichterin — ich finde kein anderes Wort — zu männlich erscheinen. Will man sehen, wie schwer sie rang, wie oft sie irrte, will man sehen, wie echt weiblich sie war, und wie auch ihre scheinbare Männlichkeit nur die zur höchsten Menschlichkeit geläuterte Weiblichkeit war, dann muß man die früheren Sammlungen selbst in die Hand nehmen. Dies geschah im voranstehenden Versuche.

Aus dem Nachlasse wurde gleichfalls nur ein bescheidener Strauß dargeboten, der freilich eine gar seltsam-köstliche Blüte umschließt, die indische Legende „Der gute König in der Hölle“ (S. 217 bis 226). In ihr hat Betty Paoli die Quintessenz ihrer Lebensanschauung festgehalten. Der gute König Apska, der wegen eines geringen Makels durch die Hölle wandert, spendet schon durch sein bloßes Dasein Trost, und dies hat er erreicht

durch Ehrfurcht vor den Göttern,
Durch Hochsinn, Großmuth und Wahrhaftigkeit,
Durch Mitgefühl mit aller Kreatur.

Nun verlangt er nicht nach dem Paradiese, das eine höhere Lust nicht zu bieten vermag, als die, dem Unglück hilfreich beizustehn; bei den Unglückseligen will er bleiben, ihnen durch seine Nähe Erquickung zu spenden.

Schmach über den, der nur auf sich bedacht,
Gleichgiltig bleibt beim Anblick fremder Leiden,
Den Schwerbedrängten seine Hand entzieht
Und ihrem Flehenswort sein Ohr verschließt!
Er ist kein Mensch! ein böser Dämon ist er. —

Da ihm von Indra eine so hohe Kraft zutheil wurde, so hat er die Pflicht, sie zu gebrauchen, sonst wäre er nicht würdig, sie zu besitzen. Nicht die Aussicht auf die Wonnen des Paradieses, nicht die Gewissheit, daß er das Weltgeheimnis bis zum Grunde durchschauen werde, selbst nicht der Zorn Indras, der ihm für seinen Ungehorsam droht, kann den Guten seiner Liebespflicht abtrünnig machen. Da schließt Indra den Helden des Mitleids und der frommen Treue gütig in die Arme, verzeiht um seinetwillen den Verdammten, die auf die Erde zurückkehren, ihre Schuld zu büßen, während Apsaka mit Indra ins Reich der Seligen einzieht.

Erkennen mögt ihr in der alten Mythe
Die Allgewalt der selbstbergess'nen Güte,
Die siegreich mit den finstern Mächten ringt
Und selbst die Götter ihr zu dienen zwingt.

In dieser tief sinnigen, auch formell vollendeten Dichtung, die sich mit Hebbels großartiger Ballade „Der Bramine“ berührt, hat Betty Paoli das Resultat ihrer Lebensphilosophie ausgesprochen. Ein Mensch, der zu solcher Klarheit, solcher umfassenden Liebe durchgebrungen ist, der braucht nicht zu klagen, daß er ohne Gott des Weges wallen müsse, daß ihm der Himmel leer sei (S. 198)! Er hat die Hoffnung keineswegs verloren (S. 204) und hat es nicht vergessen, „im Lebenskampf sich standhaft zu bewähren, des Lebens Leid im Liebe zu verklären“ (S. 206). Echt christliche Gesinnung, die auch das „Fragment“ (S. 213 ff.) eingegeben hat, erfüllt eine solche Dichterin, gerade die Demuth, die christlichste aller Tugenden, konnte sie verleiten, an ihrem Frommsein zu zweifeln.

Man ahnt die Fittiche des Todes über der Dichterin, die mehr noch als früher mit dem Gedanken an den ewigen Abschied beschäftigt

ist. Das gibt ihr jene still schwermüthige Stimmung, die gerade das kraftvolle Alter so gut kleidet. Und die Kraft ist ihr noch nicht verloren gegangen; sie wird zwar nicht mehr vom Zorne, wohl aber von heißem Schmerz erfüllt, sieht sie das Gemeine von der Poesie Besitz ergreifen (S. 200, 202); sie grollt nicht mehr so wie früher, dafür findet sie das befreiende Lächeln, das leider so selten durch ihre Dichtung tönt, trotzdem ihr die Gabe dazu keineswegs versagt war. Bis zuletzt fühlte sich Betty Paoli als eine „Priesterin“ der Poesie und blieb eingedenk, daß sie ein hohes Amt bekleide. Wie hoch ihr die Wahrheit stand, die einzige wahre Wissenschaft war ihr doch nur die Poesie (S. 263).

Nur was der Mund der Poesie verkündet,
Steht fest und sicher in sich selbst begründet
Und bleibt für alle Zeit in voller Kraft.

Kurz und treffend hat sie die Formel ausgesprochen (S. 262):

„Was ist die Poesie? Gib uns Bescheid!“
Die Wahrheit ist sie — doch im Feierkleid.

Sie ist ihr „der Weg, das Licht, das Leben“ (S. 201), das Segen bringt, wenn auch weder Ruhm, noch Reichthümer (S. 181 ff.).

Nun liebt sie es, die Schätze ihrer Weisheit in kurzen Sprüchen festzuhalten, die, anders als Grillparzers Vierzeilen, nur die bleibenden Erkenntnisse, nicht plötzliche Einsälle wiedergeben. Wir werden mehr an Rückert's Art erinnert, die Betty Paoli schon früh gepriesen hat (Gedichte S. 180). Wahrscheinlich enthält der Abschnitt „Aphoristisches“ auch nur einige Proben eines reicheren Vorrathes, wie die wenigen „Metrischen Übersetzungen“ nur eine geringe Ahnung von jener Thätigkeit geben, die Betty Paoli bei ihrer ungewöhnlichen Beherrschung fremder Sprachen oft und gern entfaltete.

Wenn man die Lebensarbeit der Dichterin überblickt, dann bewundert man die zielbewusste, consequente Entwicklung, die von einer bedeutenden Kraft allen Wirren und Strungen zum Trotz sich selbst abgerungen wurde. Dabei ist Betty Paoli niemals über die Grenzen des Weibes hinausgegangen, nicht ein einziger Vers thut so, als ob ein Mann spräche. Das muß als ein Beweis erscheinen für die Festigkeit von Betty Paolis Natur; sie wurde nicht, wie das Weib gewöhnlich, durch irgend einen Mann beeinflusst, nicht einmal durch Lenau, sie verräth auch kaum ein- oder das anderemal einen fremden Ton, was ihr ein merkwürdig abgeschlossenes, vielleicht sogar fremdartiges Aussehen verleiht. Sie war jedenfalls keine bequeme, keine

